



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Kunst-Wanderbücher**

eine Anleitung zu Kunststudien im Spaziergehen

Unsere Vaterstadt

**Schwindrazheim, Oskar**

**Hamburg, 1907**

Unsere Vaterstadt.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-55609](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-55609)

---

## Unsere Stadt und Kunst?

Die meisten von uns Menschen verbringen ihr Leben nicht als Einödbauern, Einsiedler oder weltferne Leuchtturmwächter oder dergleichen, sondern wohnen brüderlich einträchtiglich mit einer größeren Anzahl anderer Menschen in gemeinsamem Wohnorte zusammen. Wenn wir also aus unserer Haustür treten, um einen Geschäftsweg, einen Spaziergang, eine Wanderung oder sonst einen Weg zu beginnen, so haben wir zunächst immer, auch wenn wir noch so weit wollen, unseren Wohnort zu durchschreiten — es ist daher wohl nicht mehr als billig, unsere Kunststudien in unserem Wohnorte zu beginnen.

Ach, du lieber Himmel! denkt gewiß mancher, mein Wohnort und Kunst! Du hast eine Ahnung, irrende Seele, wertgeschätzter, aber völlig auf dem Holzwege befindlicher Herr Verfasser!

Verständigen wir uns: ich gebe mit großem Bedauern zu, daß es Orte gibt, bei deren Nennung man immer versucht ist, in Gedanken drei Kreuze zu machen, wohlverstanden nicht drei Sterne, wie im Reisehandbuch, sondern wahrhaftig die bewährten alten drei Kreuze mit dem Hintergedanken: Bewahre uns vor dem Übel! Dafür aber, wertgeschätzter, in solchem nicht wertzuschätzenden Wohnort leider befindlicher Leser, müssen Sie mir zugeben, daß man auch dort, obschon er keine oder wenig „Kunst“ ent-

hält, doch Kunststudien machen kann, und zwar nicht nur in dem Sinne etwa, daß man sich daselbst mit leichtester Mühe eine Sammlung von lustigen oder traurigen Beispielen für Unkunst, Unfug, Unsinn u. dgl. anlegen kann (das wären ja auch schon sehr brauchbare Kunststudien), sondern auch in völlig positivem Sinne! Auch bei Ihnen kann man allerlei interessante Studien über allerlei mit Kunst sehr wohl zusammenhängende Sachen anstellen, z. B. über den Einfluß der natürlichen Vorbedingungen auf die Anlage des Ortes, über Stadtansichten, über Straßenanlagen und -charaktere, über Bautechniken alter und neuer Zeit, über die Entwicklung des Haustypus, über Altheimisches und Neueingeführtes, über das Grün in der Stadt, über allerlei Einzelheiten u. a. Und das wären durchaus keine unsinnigen und unnützen Kunststudien — im Gegenteil, ich persönlich glaube, wenn wir uns mit derlei Kunststudien daheim ein wenig früher und mehr befaßt hätten, statt uns ausschließlich um Sachen zu kümmern, die des Himmels Weisheit und Güte weit weit von uns hat aufwachsen lassen, assyrische, italienische Paläste u. dgl. — leider ist seine lebenswürdige Fürsorge ja enttäuscht worden! — so wäre allerlei heut besser! Wenn wir uns nämlich in der Kunstgeschichte umsehen, sehen wir, daß alle Kunst immer am besten fuhr, wenn sie — bei allem Respekt vor dem Fremden und aller Wertschätzung des bei ihm zu Lernenden — in erster Linie sich um das kümmerte, was bei ihr daheim als natürliches Ergebnis der natürlichen Vorbedingungen in Landes- und Volksart erwuchs, d. h. wenn sie in der Heimat tief wurzelte.

Warum in die Ferne schweifen? Sehen wir einmal zu, ob das Gute uns nicht am Ende ganz nahe liegt!

Nehmen wir also unseren Wohnort einmal vor!

Er ist, wie alle menschlichen Wohnorte, von natürlichen Höhlen, die in grauer Vorzeit beneidenswerterweise ohne weiteres als Wohnungen benutzt werden konnten, abgesehen, von Menschen angelegt.

Angelegt! — Wir sprechen von gut und von schlecht angelegten Orten, von wundervoll gewählter Lage eines Ortes. Wir sagen von einem Orte, er füge sich wunderbar harmonisch in eine Landschaft ein, ja, er vollende erst die Schönheit eines landschaftlichen Bildes. Wir sagen, dieser oder jener Ort liege in seiner Umgebung da wie eine edle, schimmernde Perle in ihrer Muschel, oder wir vergleichen ihn mit einer wundersamen phantastischen Märchenblume, wie wir sie in versteckter Waldestiefe oder im weltabgeschiedenen Gebirgstal erträumen. Von einem auf einer Bergkuppe gelegenen Orte, dessen Schieferdächer im Sonnenglanze blinken, sagen wir wohl, er komme uns vor wie eine köstlich geschmiedete, mit Juwelen geschmückte Krone! Wir sprechen von charakteristischen, von stolzen, anmutigen, von großartig, edel komponierten, von unvergeßlichen, unübertrefflichen Stadtbildern und Stadtsilhouetten. Wir sprechen von typisch fränkischen oder friesischen oder bayrischen Stadtbildern, wir bezeichnen eine Stadtansicht als ein typisch mittelalterliches oder Rokokostadtbild, wir sagen wohl auch, im Stadtbild komme höchst charakteristisch der geistliche, der Kleinresidenzliche oder der modern industrielle Charakter des Ortes zum Ausdruck.

Wir verwenden also eine große Anzahl von Ausdrücken, die wir beim Besprechen von Kunstwerken anwenden, auch wenn wir von Stadtanlagen, Stadtgesamtbildern, Stadtpanoramen sprechen — ja, wir sagen manchmal wohl gar beim Anblick eines besonders schönen Stadtbildes: das sieht aus, wie von Künstlerhand komponiert!

Der Ausdruck ist eigentlich nicht ganz richtig — eine Stadt ist doch tatsächlich immer ein Kunstwerk! Man müßte in solchem Fall richtiger sagen, wenn man ein Stadtbild besonders loben will: es sehe aus wie von der Hand eines besonders ausgezeichneten Künstlers komponiert! In jeder Kunst gibt es ja vortreffliche, mäßige und mißlungene Kunstwerke, und so gibt es auch vortreffliche, mäßig gelungene und mißratene Städte.

Freilich, ein besonderes Kunstwerk ist die Stadt! Sie ist — abgesehen von den künstlichen Städten des Rokoko — nicht das Werk eines Einzelnen, sondern einer Vielheit: der verschiedenen Generationen der Bürger. Gewissermaßen kann man sie mit großen Domen vergleichen, an denen auch verschiedene Generationen von Baumeistern gebaut und gebastelt haben — wie hier neben vortrefflichen auch wohl einmal verdorbene entstanden sind, weil viele Köche leicht den Brei verderben, so auch bei der Stadt! Nur daß die Stadt, in der jede Generation wieder aus einer vielköpfigen Menge bestand, noch weit gefährdeter ist als eine Kathedrale!

Es ist eigentlich erstaunlich, daß es so viele wunderbar schöne Stadtbilder gibt trotz dieser verschiedenen Köche! Das ist die Folge davon, daß diese Vielheit doch durch die natürlichen landschaftlichen Vorbedingungen einerseits,

durch Volksart und Zeitgeschmack andererseits wieder zu Einheiten zusammengeschlossen wurde. Erstere schlossen die verschiedenen Generationen, letztere beiden die Einzelindividuen der einzelnen Generationen zu einem Wesen zusammen. Nürnberg, Hildesheim, Lübeck u. a. sind, trotzdem die verschiedensten Zeiten an ihnen gebaut haben und trotzdem die einzelnen Hauserbauer sich herzlich wenig um einander kümmerten, völlig einheitliche Kunstwerke geworden!

Und noch mehr! Infolge der Ähnlichkeit der betreffenden Vorbedingungen sind unsere Städte auch untereinander vielfach einheitlich geworden! Wir sprechen von typischen Bergstädten, Hafenstädten u. dgl., von typischen Ackerbauer-, Handels-, Residenzstädten, von typischen Renaissance-, Rokoko- oder modernen Städten, von typisch fränkischen, schwäbischen, niedersächsischen, friesischen u. a. Städten. —

Suchen wir zunächst einmal im engsten Kreise um uns, bleiben wir daheim und beschauen unseren Wohnort, dafür aber gründlich!

Betrachten wir ihn zunächst in bezug auf seine Anlage. Dazu dienen uns zwei Arten der Anschauung, einmal die Betrachtung seines Grundrisses, zum anderen die seines Gesamtbildes von dieser oder jener Seite her.

## Der Grundriß unserer Stadt.

Der Grundriß unseres Ortes stellt die Ansicht aus der Vogelperspektive dar. Er erzählt uns durch das auf ihm hervortretende Verhältnis der Lage unseres Ortes

zum Flusse und den Bodenverhältnissen unserer Umgebung einmal, wieso es kommt, daß unser liebes X-hausen just hier liegt. Unser Fluß macht hier eine Biegung; bis hierher floß er nach Norden, hier biegt er, gezwungen durch die Höhen unseres sogenannten Bürgerholzes, fast nach Westen um, nachdem er die kleine Au aufgenommen hat. Unsere Stadt liegt auf und an einem einzelnen kleinen Hügel am rechten Flußufer, der durch die Au vom Bürgerholz getrennt ist. Im Osten unserer Stadt haben wir, wie wir auf dem Plane sehen, auch heute noch keine nennenswerte Vorstadt, weil's da sumpfig ist: das bringt uns auf die Vermutung, daß jener kleine Hügel wahrscheinlich einstmals ganz von sumpfigem Boden umgeben war und so den alten Gründern unseres Ortes als der sicherste Ort an dieser Stelle erschien, sicherer noch und doch andererseits bequemer und praktischer als etwa die Kuppe des Bürgerholzes.

Sodann erzählt uns der Stadtplan noch allerlei durch seine Straßenlinien, er berichtet uns nämlich, wann die einzelnen Teile der Stadt entstanden.

Zwei Gruppen von Straßenverschlingungen und -kreuzungen und von Häuserblöcken trennen sich beim ersten Blick. Die eine hat wenige gerade Straßen, dafür ein dichtes Netz krummer, winkliger Gassen und kleine unregelmäßige Häuserblöcke, die andere hat kräftigere, geradlinige Straßenlinien, größere Häuserfiguren und Gärten. Sehen wir genau zu, so bemerken wir, daß die erste Gruppe in ihrer Gesamtheit eine bestimmt umrissene elliptische Figur bildet, deren Umrisse durch parallele Gassen gebildet wer-

den — wie ein Pflaumenkern im Fleische, so sitzt diese Gruppe im Stadtbilde drin: sie ist auch ein Kern, der Kern der Stadt, die Altstadt.

Denken wir uns alle Häuser fort, so entpuppt sich diese elliptische Figur, abgesehen von dem „Alten Staden“, dem alten Kai X-hausens, als der Umriß jenes ehemaligen, aus der Sumpfniederung aufsteigenden Hügels der Vorzeit. Sehen wir die Straßennamen nach, so erinnern wir uns auch, daß wir, sowie wir von der Grundorfer Vorstadt her, wie von der Neustadt her, vom Hafen, wie von Osten, von unserem Moor her, an diese Ellipse geraten, etwas ansteigen müssen. Die Straßennamen bestätigen auch, daß wir's mit der Altstadt zu tun haben. Hier finden wir eine Schmiedgasse, eine Fleischergrube, Bäcker-gasse, Schusterbuden u. dgl., Namen, die auf das Zusammenwohnen der Handwerker in alter Zeit deuten, sowie allerlei sonderbare, kraftvolle, bisweilen lustige, ja rätselhafte Gassenamen wie Gallberg, Scharren, Höll, Hinterm Bunten Giebel, Mönkhof, Hürter, Flohsprung, Esel, Vogelherd, Kattrepel u. a. Über das genaue Alter der Altstadt sagen die Straßenlinien nicht viel, von den Straßennamen verrät der Heidenwall, daß hier wahrscheinlich schon in vorchristlicher Zeit eine Ansiedlung war. Die Handwerkerstraßen, sowie der Mönkhof weisen aufs Mittelalter hin. Auf dieses deutet auch die Art der bis auf das Ostertor und ein paar Mauerreste ja leider so gut wie gar nicht mehr vorhandenen alten Befestigung der Stadt, wie sie uns die Linien und Namen der ihre Stelle heute einnehmenden Straßen verraten, Jakobsmauer, Ostergraben

u. dgl., beim Hexenturm, Luginsland, sowie Jakobstorgasse, Ostertordamm, Ulrichpforte usw. Von den Toren her führen etwas kräftigere Straßenzüge geschwungen auf einen Punkt in der Mitte der Stadt, den Altmarkt, und die Straßennamen Grundorfer und Seeberger Straße zeigen, daß dies die Zufuhrstraßen von diesen Nachbarorten her waren. Straßennamen wie Herrengasse, Reichenstraße u. a., die Handwerkerstraßen, wie andererseits Bettelsack, Schmalhansgang u. dgl. belehren uns ein wenig auch über die Verteilung der verschiedenen Arten der Bevölkerung.

Außerhalb unserer Altstadt liegen die jüngeren Stadtteile, charakterisiert durch gerade Straßen und größere Häuserblöcke. Zunächst im Nordosten die Grundorfer Vorstadt. Die unterscheidet sich durch ihr Aussehen auf der Karte auffällig von der Altstadt. Sie ist ihrer Länge nach durchquert von der völlig schnurgeraden Hauptstraße. In ihrer Mitte sehen wir einen Kreis, von dem aus fächerförmig Straßen rechts und links hin ausstrahlen, ein paar Strahlen sind aber nur ganz kurz und stoßen auf unregelmäßigere Straßenlinien, wie solche auch zum Teil die Zwickel zwischen den Strahlen ausfüllen. Die Osthälfte der Vorstadt aber zeigt auch die Zwickel des Fächers von regelmäßig eingeteilten Straßenlinien ausgefüllt.

Was für einen Stadtteil haben wir da vor uns? Was er einst war, lehren uns wohl die Namen der krummlinigen Straßen wie Kohlgarten, Kirchstieg, Bürgerweide, Ziegelhof: er ist hervorgegangen aus halbländlichen Verhältnissen, und zwar lehrt uns der mitten darin stehende Straßename Schwedenschanze, daß diese Verhältnisse im

dreißigjährigen Kriege noch ziemlich bestanden. Die Säckerstraßen und geradlinigen Straßen haben andere Namen: Johann-Ferdinand-Allee, Sophien-Allee, Fabricius-Allee, Esplanade, Belvedere; der kreisförmige Zentralplatz heißt Rondel. Die Namen sagen uns alles: das sind Straßen, die jünger sind als die erstgenannten, entstanden zur Zeit des Herzogs Johann Ferdinand und seiner Frau Sophie, Ende des 17. Jahrhunderts unter dem tüchtigen Bürgermeister Fabricius, der seinen Ehrgeiz darin setzte, die Mode der Nachahmung von Versailles, wie er sie in der Residenz gesehen, auch in seiner Stadt mitzumachen, — der damalige Aufschwung der Stadt, unterstützt durch die Einwanderung von Wallonen und Hugenotten, erlaubte es ihm.

Im Süden schließt sich an die Altstadt die Neustadt, geradlinige, vielfach schachbrettartig sich kreuzende Straßen mit Namen wie: Elsa-, Bertholdstraße oder Sedan-, Wörthstraße oder Schillerpromenade u. dgl. — wir haben's hier ersichtlich mit dem 19. Jahrhundert zu tun.

Nach Osten hin hat sich unsere Stadt nicht ausgedehnt, weil der hier anstoßende sumpfige Boden keinerlei Anziehendes an sich hatte gegenüber den Vorteilen der Ufer der Au und des Flusses.

## Gesamtansichten.

Wir haben die Anlage unserer Stadt einmal ganz von oben besehen, laufen wir nun einmal um sie herum und studieren wir die Gesamtansichten, die sie bietet.

Gehen wir zum Ostertor hinaus, über den Ostertor-Schwindragheim I.

damm, der durch das Moor aufgeworfen ist, da sind wir am schnellsten im Freien. — Aber wir müssen doch ziemlich weit laufen, bis wir von einer Gesamtansicht sprechen können.

So! Hier geht's an. Der Blick auf die Altstadt ist recht nett. Malerisch macht sich das Häuflein roter und grauer alter Häuser, das da den Hügel hinansteigt, überschritten durch die Pappeln des Ostertordamms. Auch rechtshin, auf die Grundorfer Vorstadt mit ihrem vielen Baumgrün und das auf sie herabblickende Bürgerholz, ist der Blick anmutig. Aber linkshin, auf die Neustadt mit ihren kalten modernen Bauten, ist's nichts. Und eins insbesondere fehlt dieser Gesamtansicht: der Fluß ist völlig verdeckt, und der gehört zu einem völlig charakteristischen Bilde unserer Stadt dazu. Das Bild, von hier aus gesehen, spricht nicht, es erzählt uns nichts vom Leben der Stadt — es ist eine Rückenansicht reinsten Wassers. So könnte auch eine Stadt, die keinen Fluß besitzt, aussehen.

Etwas besser wird das Bild, wenn wir uns im Südosten auf eine Anhöhe der Seeberger Höhen begeben, da sehen wir wenigstens links den Fluß, rechts ist er auch hier noch verdeckt — eine Rückenansicht bleibt's.

Ganz von Süden her würden wir nur die moderne Neustadt sehen, die vom Alter unserer Stadt gar nichts verraten würde. Gehen wir darum lieber aufs andere Flußufer und sehen der Stadt ins Gesicht. Wir lassen uns in der Neustadt übersehen.

Von hier drüben schaut's anders aus! Eine interessante Stadtsilhouette ist's, von rechts nach links ansteigend, so

daß der ästhetische Schwerpunkt ausgesprochen in der linken Bildhälfte liegt. Malerisch reizvoll vom Bürgerholz durch den Einschnitt der Au abgetrennt, steigt der Hügel der Altstadt auf mit seinen dem Flusse fast ausnahmslos die Schauseite zuzehrenden Hauptgebäuden, dem Alten Rathause, der Jakobskirche, dem Franziskanerkirchlein u. a. Zur Linken der Alte Staden mit seinen alten Bäumen, dem Krahn und darüber blickenden Giebeln der Speicher und Kaufmannshäuser. Dahinter ein Stück der Grundorfer Vorstadt. Noch weiter links das Bürgerholz mit seinem malerischen Absturz nach dem Flusse hin. Zur Rechten die Neustadt, die hier ihre Fabriken an den Fluß geschoben hat.

Das ist eine weit bessere, charakteristischere Ansicht als die vorhin. Schade, daß die Bauten der Neustadt so häßlich sind, und daß sie auch etwas vor den malerischen linken Teil des Bildes sich schieben.

Das wird schlimmer, je weiter wir südlich gehen. Gehen wir darum nordwärts. Da tritt die Neustadt natürlich zurück und von Schritt zu Schritt wird das Bild malerischer, aber auch altertümlicher, bis wir endlich vor einem rein alten Stadtbilde stehen. Der Hügel der Altstadt allein, die Neustadt ganz verdeckend, bleibt übrig, denn auch die Grundorfer Vorstadt wird durch das Bürgerholz zum Teil verdeckt. Schön, ausnehmend malerisch ist das Bild, aber es ist nicht das, was wir suchen, denn zwei wichtige Teile der Stadt fehlen; das ist keine Gesamtansicht, sondern nur eine Ansicht der Altstadt vor 200 Jahren!

Wie, wenn wir wieder den Strom überschritten und

uns auf die Höhe des Bürgerholzes begeben würden? — Aha, das läßt sich eher hören! Zu unserer Rechten der sich krümmende breite Strom mit dem unserer Stadt schräg gegenüberliegenden Neudorf. Gerade zu unseren Füßen der malerische Alte Staden, dessen alte Rokokohäuser ausnehmend vergnüglich zu uns herübersehen, ebenso wie das Dächergewirr der Grundorfer Vorstadt links davon, aus dem der gravitatische grüne Petriturm emporsteigt. Malerisch macht sich die im Zentrum des Bildes ansteigende Altstadt, deren uns zugewendete Gassen wir deutlich den Hügel hinanflettern sehen; reizend ist insbesondere der Blick in die Fleischergrube, die wir fast von A bis Z verfolgen können, und deren Hauptzierde, das Spital, mit seiner schmucken Renaissancefassade hoch über die anderen Dächer ragend, von hier aus prächtig zu sehen ist. Auch die Dächer der Kirchen zeigen sich von hier aus weit mächtiger als von drüben. Hinter der Grundorfer Vorstadt sehen wir sodann auch einige Fabrikshote der Neustadt, und wir erblicken rechts von der Altstadt auch noch ein genügendes Stück des Hafens. Hinter dem Ganzen blaue ferne Hügelzüge und der sich nach Süden hin windende Stromlauf. Wir sehen von diesem Punkte aus alle für unseren Ort charakteristischen Teile, vom ältesten bis zum jüngsten, und zwar so, daß der Kern des Ortes, der grundlegende und ehrwürdigste Teil, dominiert, und die anderen Teile richtig als das, was sie sind, als Ausläufer erscheinen.

Dieses ist offenbar die beste, die charakteristischste Ansicht: Mit einem Schlage enthüllt sich uns von unserem Standort

aus die ganze Entstehungsgeschichte und der ganze Lebenscharakter unserer Stadt! Und das muß man von einer charakteristisch sein sollenden Stadtansicht verlangen — das Malerische tut's allein nicht, die Seele des Ortes muß im Stadtbilde zutage liegen, just wie bei einem guten Porträt, von dem wir auch mehr verlangen als eine schöne Farbestimmung und einen hübschen Rahmen! Das ist mit der Hauptgrund, weshalb die Türme im Stadtbild so wichtig sind. Gewiß, auch für die rein lineare Schönheit des Anblicks sind sie vorteilhaft, weit wichtiger aber ist, daß sie uns in einfachster Weise ohne weiteres das Werden und die Gliederung der Stadt erzählen — fast möchte man sagen, wie die erläuternden Beschriften alter Kupferstiche und die naiven Spruchbänder alter Gemälde. —

Die rein zeichnerisch denkbaren verschiedenen Stadtbilder, die verschiedenen Silhouetten, den Aufbau der Stadt haben wir in der Hauptsache durchgesehen. Natürlich ließen sich noch allerlei besonders wirksame, etwas abweichende Bilder finden, z. B. wenn wir uns im Bürgerholz so aufstellen, daß ein paar Buchen dort vor uns das Stadtbild wie in einen Rahmen schließen, und es wäre höchst interessant, einmal auch danach zu suchen. Aber es würde heut zu weit führen.

Was wir aber gar nicht berücksichtigt haben, ist die farbige Erscheinung unseres Stadtbildes. Wir wollen den weiten Weg nicht wiederholen, wir können's auch so nochmals durchdenken. Wir haben heute Durchschnittswetter, d. h. hellen Himmel, ohne grelle Sonne, und Nachmittag ist's.

Denken wir an die ersten Ansichten, von Osten her. Da hob sich die Stadt dunkel vom Himmel ab, nur einige Dächer blitzten in der Sonne — war's nicht gerade das charakteristischste Bild der Stadt, so war's doch farbig wirksam. In der zweiten Ansicht von der jenseitigen Flußseite her lag alles hell vor uns. Wie das Bild architektonisch in zwei ungleichwertige Hälften zerfiel, so auch farbig. Links die Altstadt und das Bürgerholz waren recht feinfarbig, aber die böse Neustadt mit ihrem grellen Rot und Weiß und Schiefer war's um so weniger. Der Blick, den wir dann fanden, der uns nur die Altstadt zeigte, war auch rein farbig-malerisch genommen, ausnehmend schön, köstlich einheitlich gingen die alten Dächer der Stadt und die alten Türme zusammen mit dem jetzt, im Spätsommer, schon etwas buntfarbigen Laub der Baumgruppen. Und wie sich alles im Flusse spiegelte! Aber auch von hier aus, wo wir jetzt stehen, vom Bürgerholz, ist das Bild farbig ebenso wirksam. Der Alte Staden mit seinen alten Häusern, die Grundorfer Vorstadt, die Altstadt haben eine reizvolle Einstimmung, und die Neustadt schadet nicht, da sie etwas verschwimmt — ja, auch der aus ein paar Fabrikshloten aufsteigende Rauch macht sich gar nicht einmal häßlich!

Interessant würde es sein, die Bilder auch bei anderem Wetter und anderer Stimmung einmal zu sehen. Die können wir nicht so schnell herbeizaubern — nehmen wir's uns vor, gelegentlich das heute nicht zu Erlangende nachzuholen. Regen, Nebel, Schnee — grämliche Winterstimmung, Vorfrühling, Frühling — Morgengrau, Abend-

blau u. a. ändern das Stadtbild so oder so außerordentlich. Der Schnee z. B. hebt die Plastik des Bildes bisweilen prächtig hervor, und manches, was sonst das dichte Grün die Alleen usw. verdeckten, tritt dann deutlicher hervor. Ebenso im Frühjahr. Am späten Abend dürfte bei unserem Ort die Ansicht vom jenseitigen Stromufer schöner sein als das Bild vom Bürgerholz aus, weil mehr Straßenlaternen und beleuchtete Fenster dort mitwirken und sich außerdem im Flusse lustig spiegeln würden.

### Stadteingänge.

Wenn wir unserer Stadt jetzt einmal etwas näher rücken, so geraten wir zunächst an das Bindeglied zwischen Umgegend und Stadt, an den Stadteingang, dessen Betrachtung, wie ich finde, nicht uninteressant ist. Deswegen komme ich am liebsten zu Fuß in einer mir fremden Stadt an und bedauere außerordentlich, wenn ich mit der Bahn ankomme, daß sie nicht noch viel langsamer fährt, als sie bei der Einfahrt schon tut, daß zwischen dem Anblick der ersten Spuren der Stadt und dem Ankommen am Bahnhof kaum wenige Minuten sind. Auch die Ankunft an einem außerhalb der Stadt liegenden Bahnhof, die einem den Einzug zu Fuß ja aufzwingt, ist nicht mit dem Reiz der Ankunft der Fußwanderung zu vergleichen, weil die Bahnhofstraßen, an sich als eigenes Betrachtungsobjekt infolge ihrer typischen Ausgestaltung überall nicht uninteressant, des eigentlichen Reizes anderer Stadteingänge: der so oder so sich in ihnen äußernden

Spuren der betreffenden Stadteigenart, meist ermangeln. Gerade diese kleinen Eigentümlichkeiten empfinde ich aber als besonders reizvoll, mir ist, als müsse ich, wenn ich die ersten Gassen durchschreite, wie ein Schatzgräber scharf aufpassen, um ja in richtiger Stunde am richtigen Orte das richtige Zauberwort, das mir die Erkenntnis in die Eigenart der Stadt vermittelt, aufzufinden. Ich könnte mein Gefühl auch mit der aufmerksamen Lektüre eines geistvollen Romans vergleichen, wo ich auch mit größtem feinschmeckerischen Vergnügen die kunstvolle Art des Autors, den Knoten zu schürzen und den Lösungsweg aufzusuchen, verfolge und bewundere.

Gewiß, einen Knalleffekt gibt's, wenn man plötzlich, im zentral belegenen Bahnhof einer Stadt angekommen, im Herzen der Stadt, auf einem mächtigen Platz, der die Hauptgebäude der Stadt vereinigt, steht — aber ich glaube, daß eben dieser Knalleffekt die Empfindlichkeit für die eigentlich grundlegenden, intimsten Eigentümlichkeiten der Stadt oft lähmt; es gehört etwas dazu, um nach diesem Knalleffekt auch die unbedeutenden Teile der Stadt, die Nebenstadtteile und Vorstädte unbefangen zu beobachten. Der Vergleich mit dem Knalleffekt wird sie leicht langweilig erscheinen lassen, während sie umgekehrt, wenn man langsam von der Peripherie der Stadt vordringt, durch die allmähliche Enthüllung ihrer kleinen, mit dem Stadtcharakter zusammenhängenden Sonderbarkeiten ganz interessant sein können. Dann bilden sie die natürliche Fortsetzung der Schlußfolgerungen, die uns die Umgegend der Stadt durch ihre Beschaffenheit und die Blicke, die

sie auf die Stadt bietet, gestattet hat: ob sie Residenz, kleine Landstadt, Industriestadt u. dgl. ist, ob Stein-, Backstein- oder Schieferarchitektur vorhanden ist, wo wohl die Altstadt, wo die Neustadt liegt u. dgl. mehr.

Befassen wir uns also einmal mit unseren X-häuser Stadteingängen.

### Ältere Formen des Stadteingangs.

In alter Zeit war's in gewisser Hinsicht einerlei, wie man auf unsere Stadt zukam, da ringsum Mauer und Graben sie umschlossen — überall blickte sie dem sich ihr Nahenden wie eine kleine Festung kampfbereit ins Antlitz. Hüte dich! wir wachen, sagten ihre hohen Warttürme. Fürchte dich! wir wehren dir den Eingang, sagten die festen Tore. Heute finden wir die noch im Kranze ihrer Mauern und Türme liegenden alten deutschen kleinen Orte lustig, poesievoll, träumerisch, Dornröschen vergleichbar — weil wir die alten Mauern und Tore unwillkürlich gar nicht mehr in ihrer Rolle als ernsthafte Befestigungswerke auffassen, sondern an allerlei schnafische, harmlos lustige alte Märchen von den Schildbürgern, Pfefferkuchenhäuslein u. dgl. denken. Früher, in den Zeiten, für die ihre Rüstung bestimmt war, werden sie dem Beobachter diesen Eindruck nicht gemacht haben, da werden sie bitter ernst genommen worden sein, und wer damals poetisch empfand, dachte weniger an Hänsel und Gretelpoesie, als an eine ganz, ganz andere Poesie, in der Blut und Eisen vorkamen!

Infolge der eigenartigen Entwicklung unserer Stadt

treten wir, von Osten her kommend, noch heute sogleich in die Altstadt — leider ist das infolgedessen noch stehende Osttor das unbedeutendste der alten vorhanden gewesenen Stadttore. Immerhin genügt es, um uns einen charakteristischen alten Stadteingang zu zeigen.

Durch das Moor, das hier vor unserer Stadt liegt, ist ein fester Damm aufgeworfen. Heute ist er chaussiert, früher muß er bei Regenwetter oder noch tagelang nach solchem mit einem Fliegenleimpapier bedeutende Ähnlichkeit gehabt haben, und man möchte annehmen, daß bei solchem Wetter die Stadt wenigstens von dieser Seite her auch ohne irgend welche Mauern oder Wächter gegen jeden Feind gesichert war, allein durch den abgrundtiefen Teig, um ein kräftiges, nicht salonfähiges Wort zu vermeiden, der Straße. Aber man war in früheren Zeiten dergleichen mehr gewöhnt als wir Schwächlinge von heut' — man kann in deutschen Landen Dorfstraßen von ähnlicher Beschaffenheit bei Regenwetter noch heut' finden und sich wundern über die Gelassenheit, um nicht nicht zu sagen Tapferkeit, mit der allmänniglich in dem grauen Brei einherstampft.

Also der Zustand der Straße schützte doch wohl nicht genug, zumal wenn's nun nicht regnete, man mußte ein Übriges tun. Man konnte den Damm durchstechen, das ist richtig, dann kam niemand über den Sumpf, aber leider war's nicht immer so, daß der Feind freundlichst seine Visite vorher kund gab, er kam auch gern einmal unangemeldet. Und die vortreffliche Einrichtung der Staaten von heut', sich für neutral zu erklären und so wenigstens

gegen das Allergrößte gesichert zu sein, gab's damals ja nicht — niemand war so arm, daß er sich für völlig geschützt gegen alles ansehen konnte, und Herzensgüte, Liebenswürdigeit u. dgl. waren damals ebensowenig haltbare Schutzmittel gegen böse Nachbarn u. dgl. wie heut'. Vorsicht und ein dicker Panzer waren immer sicherer: also Mauern, Warttürme her! und ein Tor zum sichern Zuschließen.

### Stadttor und Mauer.

Die moderne Bahnsteigsperrre hat in ihren Absperrungsmaßregeln gewissermaßen die alte Stadtmauer wieder aufgewärmt, aber ihre Statete und Käfige der Beamten sind zu schwächliche Nachkömmlinge der alten Mauern und Tortürme, das sehen wir selbst an unserem bescheidenen Ostertor! Heute führt der Damm ohne weiteres bis ans Tor, aber das Aufhören der Alleebäume einige Schritte vorher zeigt, daß es ehemals anders war. Darauf deutet der Rest des Stadtgrabens hin, der hier, obschon ausgetrocknet und in malerisch verwachsene kleine Gärtchen umgewandelt, links und rechts noch etwas erhalten ist. Früher ging er vor dem Tore durch und war natürlich überbrückt, und zwar zeigen die beiden Kreislöcher da im Mauerwerk des Tores, daß eine Zugbrücke da war, deren Ketten durch jene Löcher liefen. Da stand dann, wenn's ihm nicht gelungen war, die Torwächter zu überlisten, der ungebetene Gast bei aufgezogener Brücke wie ein gewisser Vierfüßler am Berge und konnte im Schatzkästlein des

guten Rats oder anderen Handbüchern für ratsbedürftige Leut' nachschlagen, was er nun anfangen solle! Noch peinlicher fast mag's für den biederen heimischen Bürgersmann, der die Stunde des Torschlusses verpaßt, gewesen sein — denn das Tor wurde jeden Abend geschlossen —, wenn er da vor der aufgezogenen Brücke stand und über kein unfehlbares Mittel verfügte, die Herzen der Torwächter zu erweichen!

Einfach, aber breitspurig steht der Torturm mit seinem Schieferdache da; früher, als der Graben noch da war, aus dem er aufsteigt, hat er noch majestätischer ausgesehen. Die spitzbogige Toröffnung ist nur klein, wohl gerade groß genug, um einen alten Frachtwagen durchzulassen. Über dem Bogen sehen wir Reste des Stadtwappens, sowie noch allerlei Verteidigungseinrichtungen, einen kleinwinzigen, unten offenen Erker, eine sogenannte Pechnase, und Schießcharten, die nach außen hin nur ganz schmal sind, damit man von hier aus die dahinter Stehenden nur schwer beschießen kann. Im Torbogen sehen wir noch die steinernen Angeln, in denen die nicht mehr vorhandenen Torflügel sich drehten, sowie in der Wölbung den Schliß, in den Seitenwänden die Rillen, in denen ein dickes Fallgatter, das bei etwa geöffnetem Tor einen neuen starken Abschluß ermöglichte, früher lief. Auf der Innenseite des Tores sind noch Spuren der ehemaligen Treppe zu sehen, die einst in das Obergeschoß des Turmes führte. Die Mauer ist hier innen in Folge der angebauten Häuserchen und Schuppen nicht mehr zu sehen, nur da oben über dem niedrigen Schuppen sieht man noch ein

verfallenes Stück mit ein paar hervorspringenden Steinen, Tragsteinen für den hölzernen Wehrgang, der oben an ihm hinlief.

Hinter dem Tor beginnt sogleich die Stadt, und zwar sind's bescheidenere Häuschen, die sie eröffnen; kräftig schwingt sich die Straße dem Zentrum zu.

Wir wollen doch einmal die Straßen begehen, die an die Stelle des alten Grabens getreten sind oder an der Innenseite der ehemaligen Mauer entlang führen. Eins zeigen sie deutlich, den Verlauf der alten Mauer, aber sonst ist, scheint's, von dieser nichts mehr zu sehen. Doch sieh, da fällt uns in der Mauer eines Backsteinhauses ein Stück Quaderwerk auf, das ist offenbar wieder ein Stück alter Stadtmauer, das man mitbenutzt hat, und hier, wo's noch Ulrichspforte heißt, sehen wir noch in den Seitenwänden zweier Häuser merkwürdig unregelmäßig hervorstehendes Quaderwerk — aha, das sind Reste der Ulrichspforte, die hier die Mauer durchbrach, da hat man die Mauer, soweit die Häuser sie brauchen konnten, benutzt, und das Stück Mauer über der Pforte abgebrochen. Da haben wir also einen Querschnitt der ehemaligen Mauer — eine ganz anständige Dicke hat sie gehabt! Am Jakobs-  
tor ist nicht die Spur mehr zu finden. Die ganze Fluß-  
seite entlang ebensowenig, da ist alles neugebaut. Nur, wo's noch Grundorfer Tor heißt, sieht man wieder deutlicher die Stelle des alten Tores. Die Mauer ist nicht mehr vorhanden, wohl aber der Graben, der auf beiden Seiten hart an die Straße stößt, wie am Ostertor in lustige Gärtlein umgewandelt, die in einzelnen Zügen,

kleinen Pavillons u. dgl. zeigen, daß sie der Zeit entstammen, als die Grundorfer Vorstadt bebaut wurde, dem 17.—18. Jahrhundert. Da im Graben, hart an der Uferstraße, sehen wir so einen Pavillon auf einem runden Mauerwerk erbaut — das ist ein alter Mauerturm, und wenn wir weiter herumgehen, sehen wir auch, schon nahe dem Ostertor, einen anderen Mauerturm, halbkreisförmig; früher ist er offen gewesen, in die Öffnung hat sich später lustig ein kleines Häuschen hineingesetzt, wie ein Einsiedlerkreb in seine SchneckenSchale!

's ist doch mehr da, als wir dachten — wir sind diese Straßen ja schon oft gegangen, aber haben nicht so arg darauf geachtet wie heute. Gelegentlich müssen wir nun auch mal in diese Häuser auf der alten Mauerlinie hineingehen, vielleicht findet sich da auch noch allerlei, das man auf die Mauer zurückführen kann.

Wir wollen jetzt die anderen Stadtzugänge betrachten. Umgehen wir erst einmal die Grundorfer Vorstadt und tun dann, als kämen wir von Grundorf her auf die Stadt zu. Von Mauer und Graben ist hier nichts mehr zu sehen — das war nicht mehr not zu der Zeit, da dieser Stadtteil entstand, d. h. es hätte doch nichts mehr genügt gegen einen Feind. Damals hatte die Stadt es aufgegeben, Festung zu spielen. Die Grundorfer Landstraße führt zuletzt schnurgerade, von alten Kastanien eingefast, auf die Vorstadt zu. Keine Torreste sind zu sehen, obschon die Häuser sichtlich noch die ursprünglichen sind. Die Stadt war also hier offen — doch da fällt unser Blick auf das Schild des Wirtshauses zur Linken: Zum alten Schlagbaum.

So, also da war doch wenigstens ein Schlagbaum. Gegen Feinde nützte er nichts, und verspäteten Bürgern gegenüber hatte er auch wohl keinen Zweck, nur für Wagen war er ein Hindernis, freilich ein leicht wegzuräumendes. Warum war er da? Was ist das da rechterhand für ein drolliges Häuslein? Es hat ein pußiges geknicktes Dach und ein Vordach, das weit vorspringt, wie das Regenschuttdach eines Theaters oder Bahnhofs in Miniaturausgabe. Es sieht ein bißchen offiziell, polizeimäßig aus. Heute wohnt ein biederer Schuhmacher drin, wie die schwarze Tafel dort kündigt. Sonderbar, diese schwarze Tafel mit der weißen Inschrift, sonst macht man's doch gerade umgekehrt schwarz auf weiß. Da ist ja halb verwischt über dem oberen Wort: Christian Schmidt noch etwas zu lesen: Pflasterg . . . Da haben wir's, das war ein Einnehmerhaus, zu dessen Handwerkszeug der Schlagbaum gehörte, wo zuletzt noch Pflastergeld erhoben wurde, vorher auch Oktroi u. dgl., und wo der Fremde seine Papiere vorzeigen mußte, ehe er seinen Einzug in die hier typisch im Gewande des 18. Jahrhunderts beginnende Stadt halten konnte.

Das war der zweite Stadteingang, die Form, die bis ins 19. Jahrhundert hinein die typische war, von der wir im Pflastergeld süddeutscher Orte ja heute noch Spuren finden, wennschon der härteißige, schnurrbärtige gestrenge Torwart dabei fehlt und bisweilen durch ein weibliches Wesen, ja durch ein Kind ersetzt ist, das man manchmal gar durch kräftiges Peischnallen erst mühsam herbeirufen muß, um seine paar Kupferpfennige los zu werden

— der gegenüber dem mittelalterlichen Stadteingang schon recht liberale des 18. Jahrhunderts ist hier in seinem letzten Ausläufer also unbestreitbar noch liberaler geworden. Aber würden unsere guten alten Vorfäter vor 200 Jahren über diesen Liberalismus schon die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben, was würden sie erst sagen über einen allmodernsten Stadteingang, wo's überhaupt gar kein Hindernis mehr gibt. Sie würden gewiß prophezeien, daß das Ding nicht lang gut gehen könne, und aus der Einführung der Bahnsteigsperrre mit großem Vergnügen den Schluß ziehen, daß wir es ja schon einzusehen begännen.

### Neuere Stadteingänge.

Unser Stadteingang vom Flusse und vom Bahnhof her ist so ein moderner Eingang. In ältester Zeit war er gewiß nicht viel anders, als er heute noch vom Ostertor her ist, erhalten ist hier ja gar nichts Altes, weil das 19. Jahrhundert, insbesondere die Eisenbahn, hier die radikalsten Änderungen hervorgerufen hat. Hier haben wir ein Beispiel einer typischen modernen Eingangsform: Die Bahnhofstraße, die hier ist wie überall, fein, hochfein, gewollt vornehm, aber grundlangweilig mit ihren Deutsch-Renaissance oder Rokoko oder gar Sezession sein sollenden paar Hotels de X und N, den großstädtisch aussehenden wollenden Cafés, Zigarren- und Barbierläden u. dgl. Läden für Läden sind mit den ausgesucht langweiligsten Ansichtspostkarten behängt — wer die Stadt nach diesen

Karten beurteilen wollte, würde schwören, ein unerträglich langweiliges Nest vor sich zu haben!

Die dumme Bahnhofstraße ist natürlich drauf, das langweilige Landgerichtsgebäude, das dito Gymnasium, das Kriegerdenkmal, das genau so in allen Städten der Umgegend steht, u. dgl. Ein paar ganz hübsche Stadtpanoramen, die ja dank der natürlichen Schönheit unserer Stadt kaum mißlingen können, sind das einzig Genießbare, denn was von den schönen alten Straßen und Einzelgebäuden, den Objekten, die charakteristisch für unsere Stadt sind, da ist, ist erstens wenig: a) wenig im Vergleich zu den vorhandenen malerischen und architektonischen Schönheiten, b) wenig geschmackvoll ausgewählt. Zweitens ist es schlecht mit den Unterabteilungen a) schlecht aufgenommen und b) schauderhaft angemalt! Zum Ersatz sind natürlich traurige sogenannte „humoristische“ und teils humoristische, teils blödsinnige sogenannte „poetische“ Postkarten da. Und dann sind noch unnütze Reiseandenken in ein paar Papier- und Buchhandlungen da, die mit unserem Ort nichts zu tun haben, als daß sein Name ganz unnötigerweise darauf gemalt ist, und vielleicht eine Ansicht von unserer Stadt, die dem Verfertiger vor jedem noch so liberalen Gerichtshof eine Verurteilung wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen einbringen würde. Ich bin manchmal schon auf den Gedanken gekommen, daß all diese Postkarten und Reiseandenken von einem raffinierten Mann hergestellt und verkauft werden, der ausprobieren will, wie töricht oder geschmacklos ein Gegenstand sein muß, um unverkäuflich zu sein, und der noch immer den

Tiefpunkt nicht erreicht hat, weil er immer von dem Gedanken nicht loskommen kann, daß er's mit der Nation der Denker zu tun hat. Hoffen wir, daß er sein interessantes Ziel eines Tages erreicht!

Wenige Schritte links nur ist am Alten Staden noch eine alte Stadteingangsform, und zwar eine besondere Form, der Eingang derjenigen, die auf dem Flusse hier ankamen. Das alte untere Hafentor, ebenso die am Ufer stehende Nikolauskapelle sind hier ja schon seit über zweihundert Jahren verschwunden, aber was an ihre Stelle kam, ist heute ja auch schon wieder alt. Schon von fern grüßte den Ankömmling der mächtige, malerische, grünbedachte Alte Krahn neben dem einfachen, aber kraftvollen städtischen Lagerhaus, das auf seinem als Wellenbrecher gedachten schiff förmigen Steinunterbau auf einer kleinen Vorinsel in den Fluß etwas hinausgebaut ist. Da an den alten hölzernen Vorsezen legten die Schiffe an; die alte Fähre von drüben her, die ebenfalls hier landet, ist ja sogar heute noch in Betrieb. Da gegenüber, einen ziemlich breiten Kai frei lassend, haben sich die praktischen Kaufleute von anno dazumal ihre schönen Wohnhäuser und Speicher hingesezt; charakteristisch für die alte Zeit, da noch nicht alles Rechenexempel war, ist, daß man den Staden trotz seines praktischen Zweckes mit einer durch Beschneiden zugestuzten schönen Allee versehen hat — was bei Hafenanlagen von heute just nicht das Gewöhnliche ist.

Schon bei unserem Neuen Hafen hat man an so etwas Unnötiges, wie eine Allee, nicht im entferntesten gedacht. Hier ist alles Nützlichkeit, die fühle, berechnete und fon-

struierte unveränderliche Linie und Form herrscht: Schienen-  
geleise, Prellböcke, Drehscheiben, Dachpapp- und Wellblech-  
schuppen und Buden, eiserne Krähne, Kaimauer — nichts  
hat etwas von der Behäbigkeit und Behaglichkeit des Alten  
Stadens. Unser Hafen kann ja auch nichts davon haben,  
da er einer charakteristisch anderen Zeit entstammt, in der  
an die Stelle des in gewöhnlichen Zeitläuften langsam  
pulsierenden, durch aufregende Ereignisse u. dgl. wenig  
gestörten Fürsich- und Stillebens einer deutschen Kleinstadt  
des 18. Jahrhunderts das hastende Geschäftsleben des 20.  
— wenn auch noch bei uns in einer ganz erträglichen  
Form — getreten ist. Der Alte Staden empfing und  
empfängt den Fremden wie eine gemütliche altvertraute  
Dorfwirtsstube, wo der Herr Wirt sein Käppchen zieht,  
mit „Grüß Gott“ uns die Hand reicht und 's uns gemüt-  
lich macht, in nichts daran erinnernd, daß hier im Grunde  
ein Geschäft abgeschlossen werden soll — der Neue Hafen  
ist wie ein modernes kahles, mit allerlei Notwendigkeiten,  
Portierloge, Automat u. dgl. ausgerüstetes Hotelentree, wo  
der kühle, glatte Herr Ober mit seiner konstruierten Ver-  
beugung und seinem „Gefällig?“ von vornherein ganz  
Geschäft ist. Am Alten Staden bleibt der Ankömmling  
stehen, freut sich, da zu sein, schaut sich fröhlich um, sagt  
sich „Hier ist, scheint's, gut sein!“ — am Neuen Hafen  
kann er von all dem nichts tun.

Und doch, ist der Neue Hafen auch nicht so behaglich  
wie der Alte Staden, ist er auch in nichts anmutig oder  
malerisch oder dergleichen — uninteressant ist er doch  
nicht, ist er doch ein wichtiges Stück der lebendigen Stadt,

eine Grundlage ihres Bestehenkönnens, bestimmend für die Art ihres heutigen Bestehens! Wir sehen am Neuen Hafen, daß die Stadt, zu der er einen Eingang bildet, nicht schläft, wir sehen auch andeutungsweise, was ihr heutiger Beruf ist. Ja, wenn wir ganz scharf wie ein Detektiv zusehen würden, würden wir aus allerlei unbedeutenden Kleinigkeiten, Kisten, Tonnen, Schutthaufen u. a., steckbriefartig Genaueres über das Geschäftsleben der Stadt sagen können; allerlei Änderungen darin würden sich im Aussehen unseres Hafens sehr wohl verraten. Uns genügt's heut, daß dieser Stadteingang ein von den bisherigen abweichender Typus ist.

Noch ein Stadteingang bleibt uns übrig, der von Süden her — der ist wieder anders als die bisherigen. Als wir vor dem Ostertor standen und uns vorstellten, daß das früher verschließbar war, war's, als stünden wir direkt vor der Haustür eines hart an der Straße stehenden Hauses. Der Eingang der Grundorfer Vorstadt war gewissermaßen ein Eingang wie durch eine Gartenpforte. Auf dem Alten Staden standen wir wie am Eingang eines alten Kaufmanns- oder Handwerkerhauses, wo links eine gemütliche Laube, ein kleines Vorgärtchen sind, rechts Kisten und Handwerkszeug herumliegen, am Neuen Hafen standen wir wie in dem mit Tonnen, Säcken, Kisten u. a. vollgestapelten Vorraume eines Geschäftshauses.

Von Süden her kommen wir auf die Neustadt zu. Das erste, was die Stadtnähe kündigt, ist das unordentliche, verwahrloste Aussehen einiger Felder — zukünftiger Fabrikterrains u. dgl. Dann kommt ein Feldstück, das in eine Menge kleiner Gärtchen mit je einer Laube zerlegt

ist — kleine Handwerker und Arbeiter haben sich hier ein bißel Land für den Feierabend und Sonntag gepachtet. Jetzt kommen die ersten Häuser, verstreut, an der Straße oder ein wenig seitab: ein paar Fabriken, ein paar kleinere ältere primitiv, ein paar große, die neueren, die roten Kästen wie überall. Sodann Arbeiterhäuschen — hier einzelne, unfreundlich fahl die einen, grünbewachsen andere ältere, da eine Gruppe, die, scheint's, der Fabrikant oder eine Genossenschaft gebaut hat; alle sind nämlich nach einer Schablone hergestellt. Ein Laden hier, eine Wirtschaft dort. Hier wird eine Straße angelegt, hier ist ein Haus im Bau — „Hier sind Baupläze zu verkaufen“. — Schön ist dieser Stadteingang nicht, das ist gewiß. Verfallenes, Begonnenes, Halbfertiges, Provisorisches, schnell Fertiggestelltes u. dgl. Unerfreulichkeiten reihen sich hier aneinander. Es ist ein Eingang, wie wenn vor der Haustür die Hausfrau ihre Wäsche zum Trocknen aufgehängt hat, zudem wird da Holz gesägt, und Maurer oder Tüncher sind am Hause beschäftigt — das ist auch alles nicht schön, aber es entspringt doch Angenehmes daraus. Man könnte auch sagen, es ist, wie wenn man einen Schmied besuchen will, und muß durch die rußige Schmiede — ja, ohne die rußige Schmiede wäre sein gemütliches Wohnstübchen nicht! So ist's auch bei unserem Stadteingang, hinter all dem Unerfreulichen steckt auch allerlei Erfreuliches, das es nicht nur entschuldigt, sondern ihm geradezu etwas eigenartig Reizvolles gibt: diese Stadt ist im Aufschwung begriffen, sie wächst und dehnt sich aus und stürmt hinaus, um sich neuen Platz zu erobern, jedes Haus

ein neuer Vorposten — ob er schön aussieht oder nicht, wenn er nur stehen bleibt!

Wer uns bis jetzt beobachtet hat, wie wir, vergleichbar der Katze beim heißen Brei, um die Stadt herumgestrichen sind, hat gewiß allerlei Gedanken sich gemacht und das auf schlechten polizeilichen Leumund, schlechtes Gewissen oder zu wenig Geld zurückgeführt — oder er hat uns für Ansichtspostkartenphotographen oder Bauspekulanten gehalten! Gottlob ist unsere Stadt ja schon lange keine Festung mehr, sonst hätten wir gar noch in den Verdacht kommen können, Spione zu sein!

Jetzt wollen wir aber auch einmal in die Stadt selbst hinein!

### Unsere Straßen.

Wir wollen unsere Straßen einmal aufs Korn nehmen.

Alle Straßen haben mit wenig Ausnahmen eins gemein: sie sind Durchgänge zwischen zwei Häuserreihen. Theoretisch wäre es also wohl einmal möglich, daß zwei oder noch mehr Straßen einander völlig gleich wären. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß das in Wirklichkeit nie der Fall ist, vielmehr ist jede Straße, die malerischste wie die langweiligste, die älteste wie die jüngste ein Wesen für sich, von den Schwestern verschieden durch Eigenheiten, die Bodenverhältnisse, Zweck, Bauart, Geschichte, Alter und andere Einflüsse hervorgerufen haben. Jede Straße ruft in uns den Eindruck eines ganz bestimmten Charakterbildes hervor, wir sprechen von langweiligen und interessanten,

malerischen und trostlosen, häßlichen, anmutigen und prächtigen Straßen u. a. — wir laufen täglich in einer förmlichen Straßenausstellung herum, aber sie planmäßig ein wenig tiefer anzuschauen, das fällt uns gewöhnlich nicht ein.

Wollen wir das so im Durchstreifen einmal ein wenig tun?

Die Straße hier in der modernen Neustadt, von der wir schon das Eingangsstück beschritten haben, ist die alte Landstraße; ihre Breite, ihre alten Bäume, auch ihre nicht am Lineal gezogene Linie unterscheiden sie deutlich von den neu angelegten Straßen rechts und links mit den jungen dünnen Bäumchen. Die anfängliche Verstreutheit der Häuser verliert sich allmählich, ohne daß die Straße dadurch schöner wird. Deutlich erkennt man die Entwicklungsgeschichte dieses Stadtteils. Hier diese einfachen, aber durch kleine Vorgärtchen mit Lauben und Gerank doch ganz anmutig gewordenen Häuschen sind die ersten, die hier standen: als verstreut bebaute Handwerker- und Arbeitervorstadt fing's hier an — nein, da ist noch etwas Älteres, ein Haus, das ersichtlich einstmals ein Bauernhaus war, ein einzelner Hof, der hier noch vor den Toren der Altstadt lag, ein Dorf stand hier draußen nicht. An jene kleinen Häuser schlossen sich kleine Fabriken an. Die Eisenbahn kam, und mit ihr kamen ein paar größere Fabriken, die wieder Arbeiterstraßen erzeugten. Dann baute sich ein Fabrikant eine „Villa“ hierher — die dort scheint so eine aus der ersten Zeit zu sein — und die verlockte andere, sich gleichfalls hier niederzulassen. Die Spekulation kam der allmählich entstehenden Mode, hierher sich zu setzen, durch Villen- und Bürgerhausgruppen entgegen.

Inzwischen war der Neue Hafen fertig geworden, wodurch die Neustadt ihren industriellen Teil links von der Hauptstraße, dem Flusse und der Bahn nahe, immer entschiedener entwickelte, während rechts die neue Wohnstadt, schachbrettartig angelegt, entstand. Die alte Landstraße entwickelte sich immer mehr als die große Lädenstraße für die ganze Stadt. Endlich machte die Vergrößerung der Stadt ein neues Rathaus nötig, und Gottlob brach man nicht das schöne alte ab, sondern setzte das neue hierher und machte es zum Mittelpunkt wieder eines neuen Abteils der Neustadt, indem man hierher noch andere offizielle Gebäude, sowie, ältere Baumgruppen, einen Weiher u. dgl. benutzend, in freierer Linienführung auch auf die wellige Bodenbeschaffenheit etwas Rücksicht nehmende Promenaden und Villenstraßen legte.

Leider hat die Entwicklung der Neustadt den ihr zunächstliegenden Teil der Altstadt stark beeinflusst! Täglich die Hauptstraße überschneidend zeigen die geschwungenen Linien der auf dem Platz der alten Gräben und Mauern errichteten Straßen den Beginn der Altstadt an — die Linie ist aber das allein Alte daran, insbesondere hat naturgemäß die zum Bahnhof führende Straße sich zu einer großen Verkehrs- und Lädenstraße entwickelt.

### Straßen der Altstadt.

Sowie wir das Gebiet der Altstadt betreten, beginnt unsere Straße zu steigen und kündigt damit an, daß wir eine Bergstadt betreten, deren Straßen auf anderen Grund-

bedingungen beruhen als die, die wir eben in der Ebene durchschritten. Fast keine Straße verläuft hier gerade. Die Hauptstraßen, die für viel Wagenverkehr bestimmt sind und daher nicht stark steigen dürfen, schwingen sich sämtlich energisch, um die Höhe besser zu nehmen — die vom Alten Staden aufsteigende bildet sogar ein Zickzack, weil die Steigung hier besonders stark ist. Einige Gassen, die nur für Fußgängerverkehr bestimmt sind, sehen wir ganz oder teilweise Treppen benutzen, um die Höhe zu gewinnen; einen originellen Straßentypus ergeben auch die Prellsteine stark steigender Straßen. Von Schachbrettanlage ist nirgends die Rede, krumm oder gebogen ist fast alles — teils die Folge der Bodenverhältnisse, teils des Umstandes, daß die kleinen Nebenstraßen nicht wie heute auf dem Reißbrett vorgezogen wurden, sondern bei reichlicher Beeinflussung durch Zufälligkeiten langsam aufwuchsen, wie ein Rankengewächs am Boden allmählich hinzieht.

Die großen Hauptstraßen, die Fortsetzungen der alten Landstraßen, münden auf dem Altmarkt. Die Zwickel zwischen ihnen sind durch breitere und engere Gassen unregelmäßig gefüllt.

Hier sind allerlei Straßenstudien zu machen. Wir können die Verschiedenheit des Anblicks fallender und steigender Straßen beobachten — die steigende Straße wirkt fast immer weit monumentaler. Wir finden vereinzelt auch sozusagen hängende Straßen, die eine Senkung zeigen. Wir können Studien anstellen über die malerische Wirkung der gebogenen Straßen im Vergleich zu den ge-

radlinigen von vorhin. Die Fassaden der Straßenseite, auf die unser Blick geradeaus fällt, wirken viel bedeutsamer mit; besonders hervorragende Gebäude kommen ganz anders zur Geltung, als in der geraden Straße, namentlich wenn die Straße nicht breit ist.

Wir sehen, wie malerisch kleine Abweichungen von der korrekten Straßenlinie wirken: einmal sind's vorspringende oder zurücktretende Häuser oder Hausteile, zum anderen sind's langsame oder plötzliche Straßenverbreiterungen oder Verengungen, kleine Straßentische in einer ununterbrochenen Straßenlinie oder am Schnittpunkt zweier Straßen.

Es drängt sich uns oft der Gedanke auf, daß besonders ersteres durchaus nicht immer Zufall ist, sondern daß darin eine bestimmte Absicht liegt, die vielleicht aus dem egoistischen Gedanken des Hauserbauers entsprang, seinem Hause eine besonders in die Augen fallende Stellung zu geben, die aber dadurch zugleich auch auf die Schaffung eines wirksamen Straßenbildes ausging. Ganz insbesondere fällt uns auf, daß man besondere öffentliche Gebäude ersichtlich mit Bedacht so gestellt hat, daß sie möglichst schön im Straßenbilde wirken, meist so, daß sie den Zielpunkt eines Straßenbildes bilden. So ist z. B. die alte Pfarrkirche so gestellt — oder die betreffenden Straßen sind so geführt —, daß ihr Turm in mehreren Gassen als charakteristisches Hauptstück des Bildes wirkt. Ebenso stehen das Rathaus und der Marktbrunnen mit seinen Bäumen so, daß sie für ein paar Straßen und Gäßchen den prächtigen Abschluß geben. Bei Privathäusern finden wir gleiche Rücksichtnahme auf die umgebenden Gassen, z. B. sind

Erker gern so gelegt, daß sie sowohl den Blick auf die eigene Straße, als auch gegebenenfalls den in eine auf das Haus zulaufende gestatten — damit geben sie aber zugleich dieser Gasse einen schönen Zielpunkt!

Wieder andere Studien ergiebt die Betrachtung des Verhältnisses zwischen Höhe der Häuser und Breite der Straße. Zu niedrige Häuser an breiter, baumloser Straße ergeben meist ein unschönes Bild — ist die Straße aber durch Bäume verengt, so kann sich ein behaglicher Eindruck ergeben. Breite Straßen mit hohen Häusern sehen besonders monumental aus. Enge alte Gassen sind eigentlich immer malerisch wirksam. Auch sie bekommen durch hohe Häuser etwas Monumentales, dem allerdings etwas Finsteres beigelegt ist. Werden sie durch kleine Häuschen gebildet, so bekommen sie meist etwas Trauliches, Gemütliches.

Viele unserer alten Straßen zeigen ein einheitliches Baugepräge, aber die Schlagworte Gotik, Renaissance oder dergleichen passen nicht, um es zu bezeichnen — es ist eben der altvolkstümliche Stil unserer Gegend, dem wir ja auch in unseren Dörfern begegnen, schwarz-weiß oder rot-weiß getünchtes Fachwerk. Nur ab und zu ermöglichen uns Schnitzereien oder andere Kleinigkeiten, unsere schulmäßige Stileinteilung anzuwenden. Es scheint danach, als wären's meist Häuser der Renaissancezeit, so daß wir, wenn wir wollen, von Renaissancestraßen als den hauptsächlichsten Straßen unserer Altstadt sprechen können. Es ist aber merkwürdig, wie auch Straßen, in denen andere Bauten, offensichtliche Rokoko-, ja Empirehäuser, andererseits einzelne nicht in Fachwerk, sondern in Stein hergestellte

Häuser stehen völlig einheitlich aussehen und auf den ersten Blick nicht im mindesten verraten, daß Jahrhunderte zwischen dem Erbauen der einzelnen Häuser verstrichen. Am meisten trägt dazu gewiß die Alterspatina bei, die wirkt wie ein sammelnder Ton, den der Maler über sein Gemälde legt. Aber auch als die jüngeren Häuser diese Patina noch nicht hatten, mögen sie nicht viel aus dem Bilde herausgefallen sein, wahrscheinlich, weil trotz aller Abweichung von den älteren Bauten die gleiche Stammeszugehörigkeit und die im wesentlichen unveränderten, Einteilung u. dgl. des Hauses bestimmenden Lebensbedürfnisse der alten und jüngeren Generation die Hauptgrundzüge der Bauten unverändert ließen.

Wenn's auch Villenstraßen und Fabrikstraßen in der Altstadt nicht gibt, so doch allerlei verschiedene, durch die Art der Bewohner bestimmte Straßencharaktere. Der Altmarkt und die Hauptstraßen sind natürlich die bevorzugten Plätze für die hochgiebeligen, mit mächtigem Einfahrtstor versehenen Häuser der alten Kaufherren, sowie für die alten, großen Wirtshäuser. Auch die Schmieden sind größtenteils hier. Die allerältesten Gewerbestraßen, Bäckerstraße u. a. tragen ihren Namen jetzt nur in Erinnerung an jene älteste Zeit, nur in der Fischergasse trifft der Name noch zu. In vielen unserer Straßen findet sich neben dem Hause ein Hof, in den ein großes Hofstor führt, insbesondere am Altmarkt hat jedes der Kaufmannshäuser und Gasthöfe diese Einrichtung, auch am Alten Staden ist's so u. a. m. In einigen kleinen Straßen ist das Einfahrtstor zusammengeschrumpft zu einer kleinen

Hoftür. Eine Straße aber, die geradezu durch ihren regelmäßigen Wechsel zwischen Häusern und danebenstehenden großen, überdachten Hofstoren charakteristisch ist, finden wir am Ostertor. Da wohnten noch vor wenigen Jahrzehnten ein paar Bauern, deren Höfe ja in unserer ganzen Gegend ein solches Tor haben, das das Vorbild unserer städtischen Hofstore geworden ist. Der Alte Staden ist eine ausnehmend charakteristische Hafen- und Kaufmannsstraße des 18. Jahrhunderts. Die kleinen Treppenstraßen sind Wohnstraßen kleiner Leute. Ausgesprochen geistlichen Charakter hat die Pfarrgasse, wo Pfarrer und Küster wohnen, und das alte Spital steht. Die Franziskanergasse hat dadurch, daß das Kloster ein Stift für alte Leute ist, noch ein bißchen von ihrem Sondercharakter bewahrt. Charakteristisch ist noch die schmale kleine hofartige Sackgasse, die das Krameramtsstift enthält, mit ihren kleinen sauberen Häuslein und Gärtchen. Interessant ist, die Wirkung einzelner Gebäude in einer Straße zu betrachten. Man denke sich z. B. in der Spitalgasse das Spital fort — heute eine sehr malerische Gasse mit kräftigem Mittelpunkt, würde sie alsdann eine der wenigst ansehnlichen unserer Stadt sein. Ein einziges charaktervolles Gebäude vermag eine ganze Gasse völlig umzugestalten — wir sehen das an Gassen, in denen ein Neubau errichtet ist; leider ist das Bild dann fast ausnahmslos häßlicher geworden.

Auch Kleinigkeiten ergeben besondere Straßenbilder, z. B. die Treppen der abschüssigen kleinen Gassen, die Prellsteine einiger unserer Straßen, die breiten gepflasterten

Vorterrassen der Herrengasse, die vor die Häuser gestellten Oleander in mehreren Straßen und anderes mehr.

Leider erblicken wir in der Altstadt ja nicht allzu viel Grün auf den Straßen. Immerhin ist es genügend, um seinen Wert im Straßenbilde zu beobachten. Überall, wo ein einzelner Baum oder mehrere Bäume in einer Straße stehen, empfinden wir ein wohlthuendes Gefühl, die Straße sieht anderen gegenüber bedeutend anmutender aus, einerlei ob das Grün unwillkürlich für unseren Blick den Mittelpunkt abgibt, oder ob es neben einem besonders anziehenden Gebäude den zweiten Anziehungspunkt des Bildes bildet. Am schönsten ist's, wenn beides sich vereint, wie beim Schallerschen Hause mit seinen das Tor flankierenden mächtigen Ulmen oder beim Marktbrunnen. Auch mehrere Beispiele für die köstliche Wirkung bewachsener Häuser haben wir gesehen — was für ein reizendes Bild gab das kleine Häuschen in der Wernersgasse, über das der Epheu hoch hinwegwucherte, und nun gar, wie märchenhaft sah die Gasse aus, in der das mit blauen Glycinien überzogene Giebelhaus prunkte! Alleen finden wir in der eigentlichen Altstadt nicht, dafür boten die alten Städte nicht Raum genug, vermutlich war außerdem der Sinn für sie noch nicht da — aber in der Allee des Alten Stadens, der weit jüngeren Datums ist, als die Anlage der Altstadt, haben wir dafür ein Prachtexemplar einer völlig architektonisch behandelten Allee. Ein Prachtexemplar, weil sie ein besonders charakteristisches Beispiel für die Handhabung dieser Straßenform in strengster Anpassung an Ort und Bedürfnis bietet. Eine breite

grüne, oben völlig ebene Brücke, so zieht sie sich vor den Häusern hin, in der Höhe zwischen Untergeschoß und erstem Stoß der Häuser rücksichtslos gekappt und beschnitten, so daß sie in keiner Weise die schöne Aussicht auf den Fluß versperrt. Wir sind heute nicht mehr an diese Energie und Rücksichtslosigkeit gegenüber dem natürlichen Wuchs des Baumes gewöhnt, aber es läßt sich nicht ableugnen, daß rein vom Standpunkt der Zweckerfüllung aus gesehen, diese beschrittene Allee vortrefflich ist. Infolge des steten Beschneidens ist das Astwerk dicht verschlungen und reckt sich seitwärts weit aus, das dichte Laub hüllt den Spaziergänger in den dichtesten Schatten ein. Und dabei ist, wie gesagt, den Anwohnern der Anblick des Stromes nicht genommen — wir müssen gestehen, es wäre barbarischer gewesen, hier eine hochaufgeschossene Allee anzulegen, die wie eine Mauer die Häuser eingehüllt hätte.

### Straßen des 18. Jahrhunderts.

Unsere Grünstadt aus dem SS ist die Grundorfer Vorstadt, in die wir uns jetzt begeben.

Kaum sind wir über die Stelle hinweg, wo ehemals das Grundorfer Tor stand, so tut die Hauptstraße, die wir verfolgen, einen plötzlichen Ruck. In der Altstadt geschwungen vom Hügel herabkommend, wird sie hier plötzlich schnurgerade. Wir blicken, da wir noch etwas erhöht stehen, fast ganz bis an ihr Ende. Ein ganz anderes Wesen: einmal wird sie schnurgerade, zum andern

verwandelt sie sich in eine vornehme, breite Ulmenallee! Mit einem Schlage enthüllt uns die Grundorfer Vorstadt ihren Hauptunterschied von der Altstadt. Die ist zwar auch in ein paar Hauptgrundzügen planmäßig angelegt, aber in den meisten Stücken allmählich erwachsen, dieser Stadtteil ist aber von A—Z gewollt, kunstmäßig angelegt. In der Altstadt sehen wir das Werk von Generationen, das Werk eines Völkchens, hier das Werk eines Zeitalters, eines Mannes, des Bürgermeisters Fabricius. In der Altstadt Bergstraßen, hier höchstens einmal leicht gewellte Ebenenstraßen. In der Altstadt wenig Grün, hier dagegen viel.

Sowohl die Häuser, als auch die ganzen Straßen sind ausgesprochen Rokoko, seltener Zopf oder Empire. Der dort die Hauptstraße abgebende altvolkstümliche Stil unserer Gegend spielt hier nur eine untergeordnete Rolle, sodaß man als einen Hauptunterschied zwischen den beiden Stadtteilen bezeichnen könnte: die Altstadt ist heimatlich-national, Eigengewächs, die Grundorfer Vorstadt ist auf fremden Vorbildern erwachsen, ist ein eingeführtes Ziergewächs. Das Kraftvolle, Derbfröhliche, prickelnd Malerische, bisweilen Düstere der altstädtischen Straßen fehlt hier durchaus, dafür finden wir aber allerlei anderes: Freundlichkeit, Grazie, Feinheit, auch von Feierlichkeit können wir sprechen.

Wie in der Altstadt über krumme, so können wir hier über gerade Straßen Betrachtungen anstellen. Die großen Straßen sind sämtlich Alleen, und zwar nicht wie am Alten Staden niedrig gehalten und gerade geschnitten, sondern hochstämmig mit hohen vollen Kronen. Unfraglich,

diese prächtigen, geraden Alleen wirken recht majestätisch! Allerdings mit Unterschied. Wenn wir sie untereinander vergleichen, bemerken wir, daß am schönsten die Hauptallee wirkt, weil sie unserem Blick als Zielpunkt die in ihrer Mitte belegene große Baumgruppe des Rondels bietet. Die kurzen Alleen, die ins Blaue, ins freie Feld verlaufen, wirken bei weitem nicht so gut — die gerade Allee wirkt wie ein energischer Fingerzeig, und da unser Auge nichts erblickt, worauf die Allee zeigen könnte, so wirken sie unbefriedigend, es ist, als wäre einmal ein Endpunkt dagewesen, aber seither fortgenommen. Auch die Alleen, wo ein kleines, unscheinbares Haus den Endpunkt bildet, sehen derart unfertig, unbefriedigend aus, besonders, wenn sie allzukurz sind. In den kleineren Straßen mit ihren bescheideneren, weitläufigeren oder unregelmäßigen Alleen ist's anders, da wirken die Bäume nur als erfreuliche Bereicherung des Straßenbildes.

Köstlich sind sie, diese anmutigen Gartenstraßen, einerlei, ob die anspruchslosen Handwerkerhäuser unregelmäßig stehen in harmlos einmal so, ein andermal so gestalteten oder farbigen Gärten, oder ob wir in einer Straße gehen, wo nach bestimmtem regelmäßigen Plan kleine, etwas schablonenmäßig gleichförmige alte Landhäuschen in ebenfalls etwas gleichförmigen Gärten sich aneinanderreihen. Insbesondere eigenartig erscheinen ein paar Gartenstraßen in der Nähe des Moors, wo Straße und Grundstück durch kleine, mit zierlichen Holzbrücken überbrückte grünbewachsene Gräben getrennt sind.

Die baumarmen geraden Straßen der Grundorfer Vor-

stadt sind gegen diese Grünstraßen, wie gegen die Straßen der Altstadt natürlich im Nachteil. Mancher wird sie ohne weiteres langweilig nennen mit ihren einfachen, meist hell gestrichenen Häusern. Aber sehen wir genauer zu, so empfinden wir, wenn wir uns von diesem Vergleichen freigemacht haben, daß auch diese Straßen nicht ohne Reiz sind — wir finden vielfach allerlei feine, stille Anmut. Gewiß, die aus dem 18. Jahrhundert stammenden Häuser sind nur einfach, aber in ihren netten Verhältnissen, mit ihren netten, meistens grünen Türen sieht eine Gruppe von ihnen gewissermaßen aus wie ein freundnachbarliches Plauderstündchen lebenswürdiger, rücksichtsvoller Leutchen von gleichen Interessen auf der Bank unter der Dorflinde. In der Ruhe der Häuserreihen hebt sich jede Abweichung höchst reizvoll wirksam hervor: hier ein besonders reichgeschmücktes Haus, ein etwas zurückspringendes Haus, ein halbkreisförmiger Vorbau, ein einzelner, prächtig geschmiedeter eiserner Balkon, ein vorspringendes Portal, da ein grünbewachsenes Häuschen, ein auf der Wetterseite mit Dachziegeln bekleidetes Haus, eine Mauer mit aufgesetztem Gartenhaus, eine Einfahrt mit schmiedeeisernem Portal zwischen zwei hohen Pfeilern, ein paar mit Ketten verbundene Prellsteine vor einem Hause, einen kleinen gepflasterten Streifen umfassend u. a. mehr. In der Neuspitalstraße haben die hohe lange Front des Spitals und die hohen ihm gegenüberliegenden Häuser in ihrer nur durch ein paar gut verteilte Schmuckstücke unterbrochenen vornehmen Einfachheit sogar sehr wohl ein Straßenbild voll monumentaler Würde fertig gebracht.

Ich schlage vor, uns auf Grund der in den alten Straßen gemachten Studien die Straßen unserer modernen Neustadt nochmals anzusehen.

### Moderne Straßen.

Zwei Eigenschaften der alten Straßen vermissen wir sofort: die Romantik der Geschichte, die unsere Phantasie erregt und uns das Alte in verklärtem Licht erscheinen läßt, und das Malerische, das die Zeit darüber gebreitet hat. Lassen wir uns durch diesen selbstverständlichen Mangel nicht zu Ungerechtigkeiten gegenüber den modernen Straßen verleiten. Seien wir unbefangen. Schwärmen wir nicht, weder in dieser Richtung, noch in der entgegengesetzten, wie die guten Leut', aber schlechten Musikanten, die jede alte Stadt für altes Gerümpel halten und in der Neustadt nicht genug in Entzücken geraten können über die „wunderbaren, wahrhaft weltstädtischen Prunkpaläste und eleganten hochherrschaftlichen Villen“, die da stehen.

Da wir in der Neustadt ebeneres Terrain haben, haben wir's meist mit geraden Straßen zu tun, nur einige, so die große Hauptstraße und einige der neuen Parkstraßen im Osten schwingen sich mehr oder weniger. Vergleichen wir die baumlose Hauptstraße mit den baumlosen geraden Nebenstraßen, so finden wir sofort, daß erstere infolge ihrer geschwungenen Linie bessere Straßenbilder gibt als die anderen. Ihre Krümmung läßt uns immer die eine Straßenseite in leichter Verkürzung, die immer die ma-

lerischste Art eines Hausanblicks ist, sehen, von der anderen dagegen nur ein paar nächststehende Häuser — in den schnurgeraden Straßen sehen wir sämtliche Häuser nur in ganz gleichmäßiger starker Verkürzung, die weder bei einer Straße mit lauter weißen, glatten, kastenförmigen Häusern ohne irgend welche Vorsprünge, noch bei einer solchen voller Ecken, Balkons, Vorbauten u. dgl. gute Straßenbilder gibt. Das eine Mal ist eine solche Straße höchst langweilig, das andere Mal ein häßlicher Wirrwarr. Wie man auch gerade Straßen schön bauen kann, haben wir in der Grundorfer Vorstadt gesehen. Durch Zuhilfenahme von Baumwuchs oder durch eine fein berechnete Abwechslung zwischen ruhigen Flächen und lebengebenden einzelnen abweichenden Gestaltungen, seien's besondere Bauten, öffentliche Gebäude u. dgl., seien's grüne bewachsene Häuser, seien's Vorsprünge oder Lücken, kann man allerlei gute Straßencharaktere schaffen, anmutig-ruhige, wie lebendig-interessante, wie vornehm-feierliche. Stellenweis finden wir ja auch in unserer Neustadt einmal eine solche Wirkung erreicht, aber wir müssen doch sehr suchen, wenn wir diese Stellen finden wollen.

Am besten sind die Alleestraßen geglückt, d. h. wir sehen, daß sie gut aussehen werden, wenn die jetzt noch sehr jugendlichen Alleen ausgewachsen sind — schade, daß die Fabriken dafür sorgen werden, daß die malerisch grauen oder grünen Stämme der alten Alleen hier nie entstehen werden, wir sehen schon heut' klar voraus, daß auch hier, wie in allen gewerbereichen Städten, die Jugend in dem Wahne aufwachsen wird, Baumstämme seien immer kohlrabenschwarz.

Die Neustadt hat allerlei Straßentypen aufzuweisen, die den älteren Stadtteilen fehlen. Die Bahnhofstraße haben wir schon vorhin betrauert. Ihr gesellen sich die Lädenstraßen, manchmal insbesondere farbig nicht unmalerisch mit ihrem Durcheinander von bunten Ladensfenstern, Sonnendächern, Reklamen, Laternen und dem bunten Verkehr. Insbesondere sind sie des Abends — ganz insbesondere wieder nach einem leichten Regen — mit ihrem bunten Lichtergewirr vielfach außerordentlich reizvoll. Auch ein neuer Straßentypus ist die Fabrikstraße. Gewiß, es sind böseartig langweilige darunter, das sind die, wo wir an lauter nichtsagenden, kahlen Mauerflächen entlang wandeln, sowie aber die Straße selbst allerlei von dem Leben hinter den Mauern erzählende Merkmale zeigt, wenn Schienenstränge, eine Fabrikbrücke, Schwebekarren sie kreuzen, Schlackenpuren u. dgl. sie färben, Kisten, Ballen, Tonnen, Lastwagen, Eisenbahnwagen u. dgl. herumstehen, wenn Arbeiter in ihrer Arbeitstracht sie bevölkern, wenn die Schloten qualmen, kann das Bild ein sehr interessantes sein — die Schönheit einer feierlichen Parkstraße, einer idyllischen Gartenstraße ist's ja nie, aber es ist jedenfalls Unrecht, ohne weiteres immer die Fabrikstraße als etwas Greuliches hinzustellen. Die moderne Villenstraße, die Arbeiterkasernenstraße, die Repräsentationsstraße, bei uns die Rathausstraße, wo Rathaus, Landgericht, Gymnasium, Hauptpost sich aneinanderreihen, sind zwar in ihrer Grundidee nicht ganz neu, aber doch auch recht eigenartig.

Ein interessanter Unterschied unserer modernen Straßen gegenüber den alten liegt darin, daß sie an Stilartver-

schiedenheiten der einzelnen Häuser die alten übertreffen, selbst die, in denen Renaissance, Barock und Rokoko gebaut haben — hier sehen wir viel mehr: vom romanischen bis zum Biedermeierstil haben alle historischen Stilarten erhalten müssen, und dazu sind noch fremde Stile, wie die italienische und französische Renaissance und die allerneuesten Erfindungen, Jugendstil u. dgl., gekommen. Man könnte beinahe sagen, wer historische Stilarten studieren wolle, müsse nicht in unsere Altstadt, sondern in die Neustadt gehen — wenn's wahr wäre, wenn das wirklich romanisch oder dgl. wäre! Es wäre aber gerade so, als ginge man in eine Maskerade, um Studien über alte Trachten zu machen — wie da alles Schein, unecht, Flitter ist, so auch hier. Man kann darum mit Recht von Theaterkulissencharakter unserer Straßen sprechen oder die alten Straßen natürliche, die neuen frisierte nennen. Dabei braucht man die mit ganz modernen Häusern, denen also kein historischer Stil zugrunde liegt, noch gar nicht einmal auszunehmen, denn auch ihnen klebt etwas Theaterkulissenmäßiges, künstlich Frisiertes an.

Eine ganz, ganz neue Erfindung sind unsere Promenaden und Anlagen ja nicht, sie fußen auf älteren Garten- und Parkvorbildern, neu sind sie aber in ihrer Form als städtische Anlagen — ihre Vorbilder waren fürstliche oder die reicher Privatleute. Wir finden sowohl die ältere französische regelmäßige, auf Grundlage geometrischer Einteilungen beruhende, als die jüngere, sogenannte englische Parkanlage in Nachahmung der freien Natur, einmal gelungen, von schöner Wirkung, anmutig oder groß-

zünftig, ein andermal mißlungen durch Kleinlichkeit, Spielereien u. a.

### Unsere Plätze.

An Plätzen sind wir nicht gerade reich. In der Altstadt ist der größte der Altmarkt, auf dem die drei großen Landstraßen zusammentreffen. Wenn wir uns den langviereckigen Markt belebt und die Straßen ebenfalls stark begangen und befahren vorstellen, so bemerken wir, daß der Markt sehr geschickt so angelegt ist, daß der Durchgangsverkehr den Marktverkehr nicht stört, indem nämlich seitwärts von den Zufuhrlinien ein für den Markt ausreichender Platz ausgespart ist. — Erinnern wir uns des Theaterplatzes in der Neustadt, der in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts angelegt ist, so fällt uns gleich als Gegensatz zu dieser praktischen einfachen Anordnung dessen unpraktische Anordnung ein, indem absolut keine Rücksicht auf die Art und Weise des hier stattfindenden Verkehrs genommen ist: ein symmetrischer Platz mit dem Theater in der Mitte einer Langseite, von regelmäßigen Straßen zerstückelt — keine bequeme Zufahrt noch Zugang zum Theater infolge seiner unglücklichen Lage im Verhältnis zu den Straßenlinien und des steten, hart am Theater, quer zur einzig möglichen Zufahrt laufenden starken Wagenverkehrs, der seinerseits wieder durch das Theater und den Fußgängerverkehr des ganzen Platzes gehemmt ist. Und daß noch überhaupt Fußgänger den Platz zu überschreiten wagen, ist nur dadurch zu erklären, daß man

annimmt, das gesamte Publikum bestehe aus verbissenen Fatalisten, die das Fatum ordentlich auf die Probe stellen wollen.

Das dominierende Gebäude des Altmarkts ist das alte Rathaus in der einen Ecke des Platzes, etwas hinter ihm die alte Pfarrkirche, beide fügen sich zu einem schönen Architekturbild zusammen. Eine andere Ecke des Platzes ziert, ebenfalls vom störendem Durchgangsverkehr abseits, der alte Marktbrunnen in seiner schönen Baumgruppe.

Was noch an kleinen Plätzen in der Altstadt da ist, ist nicht arg viel, aber malerische Winkel sind's sämtlich, von drolliger Grundrißform bisweilen, wie sie eben nur eine unregelmäßige Straßenanlage ergeben kann. Teilweise sind's vielleicht Zufallsergebnisse, teils scheinen sie aber auch recht zweckgemäß, so die platzähnlichen dreieckigen oder anders geformten Straßentreffpunkte, die kleinen lauschigen Brunnenplätze, die Straßenausweitungen, die der Bevölkerung der engen Gasse förmlich als sommerliches Versammlungslokal dienen, u. a. Nur der Kirchplatz, der kleine stimmungsvolle Platz neben dem Altmarkt, ist ein planmäßig berechneter Platz — allerdings war er für etwas ganz anderes bestimmt als für den heute auf ihm abgehaltenen Topfmarkt! Es war der alte Kirchhof der Stadt, bevor der in der Grundorfer Vorstadt angelegt wurde; einzelne alte an der Wand der Kirche aufgestellte Grabsteine zeigen's ja noch heute. Und wenn wir ein bißchen aufmerksam in der Altstadt herumspähen, erblicken wir auch sonst noch Beweise für das einstmalige Bestehen eines Friedhofs in der Stadt: wir sehen nämlich hin und

wieder alte Grabsteine vor den Häusern als Pflaster benutzt, auch als Wangen steinerner Bänke vor den Häusern, als Prellsteine u. dgl. hat die Gedankenlosigkeit der späteren Generationen sie verwendet. Bei allem In die Kirche gehen und fleißigem Morgen- und Abendgebet hat der biedere Bürgersmann des 18. Jahrhunderts keinen Anstoß daran genommen, religiöse Symbole, fromme Sprüche u. dgl. buchstäblich mit Füßen zu treten!

Der originellste Platz der Grundorfer Vorstadt ist das Rondel in der Mitte der Hauptstraße, einmal unterschieden von den altstädtischen als Grünplatz, zum andern aber auch durch seine auf dem Papier abgezeichnete Form im Gegensatz zu der treffsicher flott, sozusagen aus freier Hand hingeworfenen Form jener. Man kann nicht sagen, das eine Prinzip sei schöner als das andere, es sind verschiedene Grundgedanken, die hier beide Gutes ergeben haben. Beim viereckigen Marktplatz der Vorstadt ist nichts Gutes herausgekommen, die niedrigen sauberen Häuser, die ihn umstehen, sind zu niedrig für seine Größe und lassen ihn zu kahl erscheinen — der selige Fabricius wollte aber ersichtlich den Paradeplatz der Residenz kopieren, ohne zu bedenken, daß ihm die ihn bevölkernde Garnison fehlte. Die kleinen lustigen Plätze der Altstadt fehlen hier völlig.

In der modernen Neustadt haben wir als Hauptplätze den Königsplatz, das Beispiel eines modernen Anlagenplatzes, ein wenig kleinlich und zu pedantisch regelmäßig, nicht großzügig schwungvoll, und den lebensgefährlichen Theaterplatz. Dazu kommen ein paar Schmuckplätze, unter denen der Schillerplatz recht hübsch ist, während man bei

den anderen meist außer der guten Absicht nicht viel loben kann, sie sind, offen ausgesprochen, recht langweilig, gerade so herzlos frisiert wie die sie umstehenden Häuser. Sodann noch ein korrekter, etwas fahler Kinderspielplatz in der Arbeitergegend, dem man wünschen möchte, daß die Kinder eine umstürzlerisch vergnügliche Umgestaltung selbst in die Hand nehmen möchten! Heute hat er etwas von einer fahlen Schulstube an sich und erinnert nicht im mindesten an einen vergnüglichen Tummelplatz jugendlicher Leutchen. Und dann sind noch ein paar jener scheußlichen, mit Platten gepflasterten, grün- und freudlosen fahlen Hofplätze zwischen Vorder- und Hinterhaus zu verzeichnen — das könnten Plätze sein in der Art jener kleinen drolligen Plätze in der Altstadt! Mit ein bißchen einfach gemütlicher Architektur, ein bißchen Grünwerk, Gras, einem Baum, und ein bißchen Pflaster, wo's not ist, — kosten würde das keinen Deut mehr, im Gegenteil! — ließen sich sehr nette Wirkungen erreichen so wie's hier aber jetzt aussieht, ist's polizeiwidrig häßlich!

Wir sind hier durch den gepflasterten Hof auf das Straßenpflaster aufmerksam geworden. Meistens — denken Sie an die Äußerungen, die uns entfuhrten, wenn wir spät abends auf der Heimkehr von einer anstrengenden Fußpartie zum Schluß noch mühsam über das im Stil der Relieffarten der Schweiz hergestellte Straßenpflaster der Altstadt stelzen mußten! — meistens ist das neuzeitliche Pflaster ja vorzuziehen, aber hin und wieder könnte man vom alten doch noch ein bißchen lernen. Nett ist z. B. in der Grundorfer Vorstadt die Manier, in stilleren Straßen

die Häuser mit einem vom Plattenbelag des Bürgersteigs hübsch abstechenden Grasstreifen oder einem schmalen Pflaster aus kleinen Steinen oder Klinkern einzufassen, durch das nur da Platten führen, wo Türen sich befinden. Ebenso macht sich's nett, wenn dieses Randpflaster ein bißchen erhöht ist und seinerseits wieder mit weißen, durch Ketten verbundenen Prellsteinen oder einem schmalen Stein eingefast ist, oder wenn bei einem sonst nur chaussierten Bürgersteig vor den Türen ein einfach aus großen flachen Steinen gelegtes primitives Steinmosaik sich befindet u. a. m.

Jetzt nur noch eine kurze Bemerkung, dann, verspreche ich Ihnen, wollen wir die Straße verlassen und ein anderes Kapitel beginnen.

### Straßen und Plätze bei besonderen Gelegenheiten.

Wir spazieren heute bei Tage, und zwar an einem gewöhnlichen Alltag herum, und haben getan, als wäre das immer so um uns herum. Stellen Sie sich einmal vor, es wäre ein Sonntag. Da ist das Bild der Straßen größtenteils ein ganz anderes als heute. Die laute, von Menschen und Wagen belebte Lädenstraße ist dann eine stille Straße, die sie stellenweise ganz buntmalerisch machenden Läden sind sämtlich verhängt — sie ist entschieden weniger schön als am Alltag. Ebenso verlieren die Fabrikstraßen das, was sie an Interessantem sonst bieten, fast völlig. Ein fröhlicheres Bild dagegen bieten die städtischen Anlagen, ebenso gewinnt die Bahnhofstraße durch den stärkeren Verkehr.

Auch ein Markttag verändert das Bild vieler Straßen. Der Markt selbst erhält durch das prickelnde Leben ein anderes Aussehen — ist der Platz sonst träumend, ehrwürdig still, feierlich-schön, so wird er jetzt buntmalerisch, lustig, als wäre er aus dem Schlafe erwacht! — Die Buden und Stände, die Gemüsekörbe, die Bauernwagen, die Bauern- und Fuhrmannstrachten, die gesamten Formen des Marktverkehrs sind nicht viel anders als in alter Zeit, das Moderne tritt nicht besonders auffällig hervor — man kann bisweilen wirklich träumen, man erlebe ein Stück alter Zeit! Auch die breiten Zufahrtsstraßen machen sich noch schöner als am Alltage.

Die verschiedenen Tageszeiten, Wetterformen u. a. üben ebenfalls stark verändernde Einflüsse aus — die erwachende Straße, die Feierabend machende Straße, die beleuchtete Straße, die nächtliche Straße können ganz neue Erscheinungen abgeben. Die sonnige, die mondhelle Straße, die regnerische, die schneebedeckte Straße können in einer bei anderem Wetter durchaus reizlosen Straße ungeahnte Schönheiten erzeugen. Ebenso ganz besondere Gelegenheiten, z. B. die bekränzte Stadt im Fahnen Schmuck anlässlich eines Festes u. a. m.

Und nun, wie versprochen, ein neues Kapitel: das Haus.

### Unsere Bürgerhäuser. — Alte Hausbauweise.

Wir erinnern uns, daß wir auf unserem Wege allerlei ersichtlich verschiedenalterige Häuser gesehen haben — welches zeigt wohl den ältesten Typus? Hier, wo wir gerade sind,

in der Grundorfer Vorstadt, befinden wir uns inmitten verhältnismäßig junger Bauten, alles ist ja 18. Jahrhundert. Besonders hier, wo Bürgermeister Fabricius seine auf Nachahmung anderswo gesehener Vorbilder beruhende Stadtanlage ins Leben rief, werden wir über die älteste Bauart unserer Häuser wohl nichts erfahren — das hier sind keine bodenwüchsigen Bauten. Die geknickten Dächer, die Rokokoverzierungen der Türen, der Säulenportikus da vor dem Landhause sind hier nicht gewachsen, ebensowenig sind die gelben Backsteine, die wir vereinzelt sehen, urheimisch.

Suchen wir etwas Ursprünglicheres, Simpleres, Landesübliches. Durchschreiten wir auf dem Wege zur Altstadt zurück nochmals die älteren Teile der Vorstadt, wo die Häuser schon vor Lebzeiten des sel. Fabricius von kleinen Leuten, die an keine Residenzkopie und an keine Kunst, sondern nur an einen billigen, praktischen Bau dachten, erbaut worden sind. Es sind einfachste Fachwerkhäuschen, meistens weiß oder gelb beworfen oder getüncht oder getüncht gewesen. Von einer Seitenwand ist allerlei abgebröckelt — da tritt etwas zutage, was wir Stadtleute von heute nicht mehr kennen: wir sehen etwas rohes Flechtwerk aus gut fingerdicken Ästen, durch lange hochgestellte dickere Äste oder lange Scheite querliegend durchgeflochten, in den zwischen Pfosten und Balken entstandenen Zwischenräumen. Das Flechtwerk ist, wie wir sehen, mit Lehm beworfen und diese angestrichen. Wir erinnern uns, daß wir diese primitive, offenbar urtümliche Bauweise, die fast an die Bauweise afrikanischer Negervölker erinnert, auf

dem Dorfe an Scheunen u. dgl. auch schon gesehen haben, aber wir haben in städtischem Hochmut nie gedacht, daß sie bei uns in der Stadt sogar vorkommt! Sie ist, das ist uns ohne weiteres klar, die ursprünglichste Bauart unserer Gegend, also auch wohl unserer Stadt, die sich infolge ihrer Billigkeit in diesen anspruchslosen Häuschen bis auf den heutigen Tag erhalten hat — wir sehen nämlich, aufmerksam geworden, daß sehr viele Häuser hier, auch solche, die offenbar erst nicht viel vor unserer Zeit gebaut sind, diese Technik zeigen. Ja, unverhüllt zeigen — wir sehen sogar einen Wagenschuppen, dessen beflochtene Gefache gar nicht einmal beworfen sind. Wir wollen doch gleich einmal auch in der Altstadt nachsehen, ob wir diese Bauart wiederfinden. So viel ist gleich klar, in den Hauptstraßen dürfen wir sie nicht suchen, aber in den kleinen Nebengäßchen. Und siehe da, es dauert gar nicht lange, da erweist sich ein kleines windschiefes Lehmeworfenes Häuschen als ein derart gebautes, und wir gehen gewiß nicht fehl in der Annahme, daß jene weißgetünchten und eigentümlich malerisch knollig unebenen Hausmauern ebenso hergestellt sind. Nun schau, da ist sogar ein sozusagen „besseres“ Haus in dieser Weise gebaut: das sichtbare Ständerwerk hat sogar etwas Schnitzwerk, an den Fenstern insbesondere und am Eckpfosten, die Gefache aber sind deutlich beworfenes Flechtwerk. Da unter dem einen Fenster ist ein Spruch eingeschnitzt: „Bawen ist ein Lust, wen man vorher wußt was es kost. Anno D 1604“. Da haben wir's, also 1604 war die alte primitive Technik selbst bei besseren Häusern in Gebrauch — sie scheint,

der Inschrift nach zu schließen, dem etwas sparsam veranlagten Eigentümer immer noch ein bißel zu teuer gewesen zu sein!

Wie wir dieses ehrwürdige Haus umschreiten, sehen wir, daß seine eine Seite ganz mit senkrechten Brettern verschalt ist, deren Fugen durch übergenagelte Leisten geschützt sind — da kommen wir auf etwas anderes: das ist die Wetterseite des Hauses, wo sich's herausstellte, daß die Wand durch Wetterunbill angegriffen wurde. Wir finden, da wir darauf achten, auch noch anderen Wetterschutz. Einmal sind's kurze Bretter, so übereinander gesetzt, daß die oberen die unteren etwas decken, ein andermal sind's unten rund geschnittene Schindeln, ein drittesmal ist's Schiefer — ja bei einem Hause sehen wir auch rote Dachziegel als Wandverkleidung benutzt, was prächtig aussieht.

Die Verkleidung in einer dieser Weisen ist nicht nur praktisch gegen das Wetter, es sieht auch solider aus, und es ist darum kein Wunder, daß wir, weiter suchend, auch Häuser finden, die nicht nur an der Wetterseite, sondern ringsum so behandelt sind. Auch allerlei Gemisch, das besonders malerisch sich macht, findet sich. Hier ist ein Haus nur unten geschindelt, da oben, oder es ist in gleicher Weise verbrettert. Hier ist eins auf einer Seite verbrettert und auf der anderen geschiefert, ganz oder nur teilweise.

Vielfach findet sich's, daß die oberen Geschosse über die unteren ein wenig oder stärker vorstehen. Das macht sich immer gut, insbesondere ist es für die von oben bis

unten beworfenen oder angestrichenen vorteilhaft, weil es die sonst zu kahle Wand gut gliedert. Bei einigen so ganz beworfenen und nicht anders gegliederten besorgen die drollig aussehenden vorstehenden Balkenköpfe wenigstens in etwas eine Gliederung. Bei den geschindelten oder geschiefertten Häusern finden sich als praktische Verbesserung und zugleich als Schmuck schmale Brett-, Schindel- oder Schieferdächelchen, die nur die Fenster oder das ganze untere Geschöß schützen; bisweilen, zumal wenn das untere Geschöß nicht verkleidet ist, springen sie auch einmal weiter vor, oder es entwickelt sich aus ihnen ein besonderes Türdach.

Wir haben das Fachwerk der alten Häuser selbst bis jetzt beiseite gelassen, weil uns die Urwüchsigkeit der Flechttechnik und nachher die Verkleidungsarten für die so gebauten Häuser fesselten — schauen wir's uns jetzt für sich an. Es ist bei den bisher betrachteten Häusern recht einfach. Meist baut sich das Gerüst auf Balken auf, die auf einem aus Felsgestein gemauerten Unterbau ruhen, wobei es bei einzelnen an abschüssigen Stellen stehenden Häusern außerordentlich sonderbar berührt, daß man zu solchen Balken auch stark gebuckelte nahm! Aus senkrechten, durch Querbalken verbundenen Pfosten, darauf ruhenden wagerechten Balken und schrägen Versteifungen setzt sich das Gerüst des weiteren zusammen, hier in X-häusern in der freieren süddeutschen Weise, die Pfosten des Obergeschosses auf die des unteren keine Rücksicht nehmen, während sie im strengeren norddeutschen Fachwerkhaufe die Fortsetzungen der unteren sind — eine Verschiedenheit, die

einen merkwürdigen, schlagenden Beweis für den Zusammenhang zwischen Volksstimmung und Kunstart bildet.

Die älteste Art der Sachausfüllung ist die mit Flechtwerk, wie wir gesehen haben. Sie ist bei besseren Häusern ersetzt durch die Ausfüllung mit Backsteinen. Wir finden aber nur ausnahmsweise diese Füllung sichtbar, meist ist sie ebenso übertüncht, wie jene ältere; man unterscheidet bei einigem Aufpassen die unter dem Anstrich liegende Füllungsart leicht. Ist sie Flechtwerk, so ist die Fläche immer etwas gebuckelt und gewellt.

Schon in den beflochtenen Fachwerkbauten sahen wir ein oder das andere Mal in bescheidener Weise das Fachwerk selbst als Schmuck benutzt. Schon in seiner einfachsten Form bietet es ja in seinen sprechenden Linien allein einen gewissen Reiz, zumal wenn es schwarz oder rot von dem weiß oder sonstwie hellfarben getünchten Hause absticht. Bildet schon die bei uns bisweilen übliche blau gemalte Begleitlinie, die alle Linien des Holzes einfaßt, eine Erhöhung der Schönheit, so noch mehr die Bereicherung des Fachwerkes durch allerlei zierlich ausgesägte und in ihrer Zusammensetzung Figuren, wie Herzen, Vierpässe oder dgl. bildende Zierriegel, die über das Haus verstreut sind oder an besonderen, sich immer typisch wiederholenden Stellen, z. B. unter den Fenstern, angebracht sind. Zum anderen besteht die Bereicherung des Fachwerks in Schnitzereien. Da ist einmal die Umrahmung einer Tür hübsch beschnitzt, ein andermal ist das Fenster von Schnitzwerk umgeben, oder der große Balken, der das Obergeschoß trägt, ist mit einem geschnitzten Spruch und Orna-

menten versehen u. a. m. Besonders wirksam sind noch geschnitzte Platten, die an bevorzugten Stellen in das Fachwerk eingefügt sind. Was wir da als Motive der Schnitzereien sehen, besteht aus Rosetten, kerbschnittartigen Ornamenten oder geschwungenem Blatt- und Blumenwerk, aus Vasen hervorkommend, in Schnörkeln endend; auch Säulchen, Frazen, Embleme, fromme oder nicht fromme, vielmehr neckische Sprüche finden wir.

Dazu tritt die Bemalung. Wir sahen schon, daß der typische alte Hausanstrich hier der ist: schwarzes oder rotes Fachwerk und meist weiße Gefache, dazu blaue Begleitlinien. Hie und da ist aber mehr geschehen. Insbesondere ist das Schnitzwerk bisweilen farbiger gehalten oder doch sichtbar farbiger gewesen, sogar Vergoldung ist, wie Spuren zeigen, vereinzelt vorgekommen. Dann aber tritt die Malerei auch bisweilen als selbständige Technik hervor, indem die weißen Gefache bemalt sind oder gewesen sind, wie wir auch hier sagen müssen. Wir finden Spuren von alten farbigen Ornamenten, von Sprüchen, ja sogar harmlose Figuren sehen wir ein paar mal, z. B. an dem danach genannten St. Georgenhaus. Das reichst bemalte Haus ist das Senkdorfsche an der Ecke des Altmarktes, dessen ganz beworfene Fassade vom ersten Stock bis zum Dache hin mit Rokokoornamenten bemalt ist.

An mehreren Fachwerkhäusern haben wir Erker gesehen, viereckig oder rund, teils an der Ecke, teils an der Vorderseite des Hauses, meist klein und eingeschossig; an der jetzigen Apotheke aber geht ein solcher vom ersten Stock bis zum Dach, so daß man fast besser von einem Turm spricht.

Wir spähen nach anderen Hausbauweisen umher. Ein Haus finden wir, bei dem die nicht übertünchten Backsteine der Gefache nicht wagerecht, sondern in Mustern gelegt sind — vielleicht verbirgt sich unter dem Anstrich anderer auch solches Ziegelsteinmosaik, wir haben ja leider auch beobachtet, daß unter dem dicken Anstrich der Balken sich bisweilen Schnitzereien verbergen. Ein anderes Haus finden wir, dessen Gefache weder mit Flechtwerk, noch mit Backsteinen, vielmehr mit Bruchsteinen ausgefüllt waren; auch solcher, durch Anstrich unkenntlich gemacht, mag's mehr noch geben.

Einzelne Fachwerkhäuser fallen uns dadurch auf, daß ihr Untergeschoß ganz weiß getüncht ist, während der Oberstoß das schwarze Fachwerk zeigt — da ist das Untergeschoß Quaderbau oder aus Bruchsteinen.

Bauten ganz aus Stein sind bei uns in den alten Stadtteilen selten. Ganz aus Backstein sind einige der Rokokohäuser am Alten Staden — meist weiß übertüncht, nur ein paar zeigen ihre rote Farbe, von der sich einzelne Sandsteinteile, Sockel, Fenstereinfassungen, Giebel u. a., weiß getüncht, schön abheben. Auch unter den besseren Bauten der Grundorfer Vorstadt sind allerdings ganz beworfene reine Backsteinbauten; besonders bemerkenswert ist darunter das mit Stuckverzierungen geschmückte sogenannte „Schlößchen“.

Ganz aus Bruchstein, in der vornehmsten und kostbarsten Technik erbaut sahen wir das Alte Rathaus, die aus Quadern hergestellten Ecken rot bemalt, die übrigen Flächen weiß getüncht. Sodann die Alte Pfarrkirche, die

Franziskanerkirche, erstere weiß getüncht, letztere gottlob nicht, endlich das ebenfalls unbemalte Haus der Freiherrn von Schaller mit prächtiger Steinmetzarbeit am Giebel, um das Portal, am säulengetragenen Altan des ersten Geschosses usw.

### Moderne Hausbauweise.

Die moderne Neustadt haben wir bei der Untersuchung der Bautechnik unserer Stadt bislang ganz bei Seite gelassen — verfügen wir uns einmal dorthin. Uns fällt sofort als scharfer Gegensatz auf, daß hier der Fachwerkbau, der in Altstadt und Grundorfer Vorstadt die erste Violine spielte, fast ganz verschwunden ist. Nur unter den älteren Bauten finden wir ihn vereinzelt — und bei den allernmodernsten Villenbauten. Sonst ist fast alles Backsteinbau aus roten, selten gelben Steinen, vielfach roh gelassen, meist aber getüncht. Bei einigen Bauten finden wir auch glasierte Backsteine verwendet. Leider spielt im Backsteinbau unserer Zeit die Imitation eine große Rolle, da sehen wir glatte oder rauhe Quader imitiert, angeklebter fabrikmäßig gegossener Zementstück täuscht Sandsteinierrat vor, sogar Marmor Säulen werden imitiert. Dazu kommt, um den schlechten Eindruck dieser Bauten gegenüber den meist freundlichen alten Bauten zu verstärken — d. h. für unser Gefühl ist's so, die Absicht ist natürlich die entgegengesetzte gewesen, man glaubte in wunder wie großartiger Weise die alten Bauten zu übertrumpfen! — eine prozig tuende Spielerei mit allen

nur erfindlichen Schmuckformen unserer Vorfahren. Unnötige Scheinbalustraden, winzige Balkone, zündholzschachtelgroße Erker, Scheinsäulen, Karnatiden, Ziervasen, Ziergiebel und anderes mehr häufen sich, wie wenn das Haus eine Musterkarte sein sollte. Auch in den Villenbauten sehen wir diesen Geist herrschen — nur die allerjüngsten zeigen wieder allerlei, was wir bei den Bauten, sowohl der Altstadt wie der Grundorfer Vorstadt fanden. Da sehen wir in den Obergeschossen farbiges Fachwerk, sehen Bretterverschalung, Schiefer und Schindel verwendet, sehen, wie der Architekt allerlei malerische Anordnungs-Einzelheiten den Alten abgeguckt hat, sehen alte Eingangsformen in Vorgarten und Haus, und obschon auch Spielereien dabei vorkommen, so sind doch manche Häuser dabei, die an die einfach vornehmen Landhäuser der Grundorfer Vorstadt und die malerischen Fachwerkhäuser der Altstadt fast heranreichen.

Eine völlig neue Bautechnik, die Verwendung eines völlig neuen Baumaterials sehen wir im modernsten Eisenbau einiger unserer neuen Läden- und Lagerhausbauten, meist hernach unnötigerweise wieder verkleidet, so daß man die Technik beim völlig fertigen Hause nicht auf den ersten Blick sieht. Am originellsten macht sich die neue Technik in ihrer Verbindung mit den riesigen Spiegelscheiben der Läden insbesondere da, wo das ganze Untergeschoß oder die beiden untersten Geschosse ganz aus Eisen und Glas erbaut sind. Ein Meisterwerk der Eisenbaukunst, auf die unsere Zeit als auf eine wahrhaft eigenste Bautechnik stolz sein kann, scheint unser neuer Bahnhof zu werden, wir sehen heute ja schon zwei gewaltige Bogen der großen

Halle fertig stehen — es ist sehr interessant, zuzuschauen, wie die raffinierte Technik von heute unter starker Zuhilfenahme von Maschinen da vorgeht, und wir beobachten ja auch, wie das Publikum, das an gewöhnlichen Bauten teilnahmslos vorübergeht, hier unwillkürlich stehen bleibt und zuschaut.

Wir haben uns nur mit der Bautechnik befaßt — ein klein wenig befaßt, denn wir könnten das viel weiter treiben, z. B. könnten wir bei im Bau befindlichen Neubauten in die intimsten Einzelheiten der Zubereitung des Baugrundes, des Gerüstbaus, der Handhabung der einzelnen Techniken des Zimmermanns, des Maurers, des Bautischlers, Dachdeckers u. a. einzudringen versuchen, und wir wollen's uns auch vornehmen, in Zukunft, statt bei solchen Neubauten gedankenlos vorbeizugehen, einmal stehen zu bleiben und uns die Sache mal ein bißel anzuschauen — es ist vieles dabei, was wir nicht wissen, obschon wir uns für Kunst zu interessieren glauben, und all das gehört doch unzweifelhaft zur Baukunst dazu, nicht wahr? Heute würde es uns zu weit führen, denn wir haben noch allerlei anderes nachzusehen.

### Hausgrundrisse.

Dazu gehört der Grundriß unserer Häuser. Die ersten, die allerallerersten Leute, die hier gewohnt haben, sind Bauern gewesen; selbst als unser Ort schon Stadtrecht hatte, ist von der Stadt aus viel Ackerbau betrieben worden, wir hatten vor 50 Jahren noch ein paar Bauern

beim Ostertor. Das bäuerliche Haus ist also das älteste Haus, das es hier wie in den meisten alten Städten gab.

Gehen wir einmal zum Ostertor hin, um uns so ein Bauernhaus anzusehen. Es sind offenbar keine Häuser aus der Urzeit, aber recht alte Gesellen sind's doch, in der von uns aufgefundenen Flechttechnik erbaut — da an dem einen Hofstor fällt uns gleich eine Jahreszahl auf: Anno 1704. Viel anders können sie aber vorher auch nicht ausgesehen haben — vielleicht, daß das Hofstor ehemals nicht so mächtig, auch nicht beschnitzt war, wie wir's hier an ein paar Exemplaren sehen.

Samos sieht's aus, das aus mächtigen Pfosten gefügte, mit kleinem Dach bedeckte Hofstor! Zwei Türen hat's, die große zweiflügelige Einfahrtstür und daneben die kleine Personentür, beide halbkreisförmig oben abgeschlossen — einmal finden wir auch die Personentür in dem einen Flügel der Einfahrtstür angelegt. Ein andermal ist das Tor nicht neben dem Hause, sondern in seinem Untergeschoß angeordnet — das Haus unterscheidet sich, wie uns dabei auffällt, von seinen Nachbarn dadurch, daß es der Straße die Langseite zukehrt, während das bei den andern die türlose Querseite tut. Wenn wir in das Hofstor treten, stehen wir in einem viereckigen Hof, der nach der Straße zu durch das Tor, nach der einen Seite durch die Langseite des Hauses, nach der andern durch eine Scheune oder die Wand des Nachbarhauses, hinten einmal durch eine Mauer, ein andermal durch eine Scheune, Stall und dergleichen begrenzt ist. In der Langseite des Hauses befindet sich die Haustür, meist mit kleiner Vortreppe; es

ist eine sehr einfache und praktische Anordnung, die alles vereint und doch wieder alles auseinander hält.

Gleich in dieser typischen Bauernstraße sehen wir ein Haus, das heute von einem Handwerker bewohnt wird, einem Tischler, der ohne weiteres die Anordnung der verschiedenen Teile des ehemaligen Bauernhauses benutzen konnte, indem er Scheune und Stall als Werkstatt und Lager nahm — der Krämer an der Ecke konnte desgleichen alles verwenden, nur nach der Straße zu hat er sich einen Laden im Wohnhause angelegt.

Für alle Gewerbe, bei denen Wagenverkehr oder Lagerräume eine Rolle spielten, für Kaufleute, Wirte, Schmiede, Schreiner, Küfer, Bäcker, Mehlgger, Fuhrleute usw. war das alte Bauernhaus unserer Gegend, wie wir's hier in der Stadt noch finden, ohne Weiteres in seiner Anordnung brauchbar, ja vortrefflich brauchbar, ja sogar für Standesherrn, die sich in der Stadt niederließen, wie die Freiherrn von Schaller, brauchte die, man möchte sagen burgartig abgeschlossene Hofanlage in nichts geändert zu werden. Es ist daher kein Wunder, wenn wir, in der Stadt umherspähend, überall den Grundriß des alten Bauernhauses wiederfinden.

Das Verhältnis des Städters zur Straße war ein anderes als das des Bauern. Der war wohl ein bißel neugierig und legte darum Fenster nach der Straße hin, aber ob der Eingang in sein Wohnhaus von der Straße aus oder vom Hof aus geschah, war gleichgültig, im Gegenteil, letzteres war praktischer. Für den Städter lag's anders. Für Gewerbetreibende und Händler war's wichtig,

daß der Eingang für die Kunden so bequem wie möglich war, die Tür wurde daher an die Straße gelegt. Der Bauer, der auf seinem Acker oder Hof arbeitete, hatte ferner kein besonderes Interesse an großer Helligkeit im Hause, wohl aber der Städter, der im Hause seine Arbeitsstelle hatte — der brachte daher mehr Fenster an. Hierzu kam, daß das Haus nicht, wie beim Bauern, nur einer Familie ein Heim bot, sondern oft für mehrere reichen mußte. Das hatte außerdem noch die Folge, daß die Häuser in die Höhe wuchsen, daß die Dachgeschosse große Dachrker bekamen u. a. m. Für all das war insbesondere die Zugrundelegung einer Sonderform des Bauernhofsystems praktisch, die wir vorhin auch einmal fanden: die Form, in welcher das Haus der Straße seine Langseite zugehrt, durch deren Untergeschoß die Durchfahrt geht — und wir sehen daher diese Form meist bevorzugt. Der hier hinter dem Hause belegene Hof verwandelt sich natürlich da, wo er nicht als Nutzraum irgend welcher Art diente, in den Hausgarten.

Das gilt von den Häusern der Altstadt. Die Häuser der Grundorfer Vorstadt entwickelten sich anders. Die älteren waren teils Gartenhäuser der wohlhabenden Bürger, für die ein Nutzhof wie der des alten Bauern- oder altstädtischen Gewerbehäuses unnötig war, ebensowenig bedurften seiner die Kleinhandwerker und Gärtner, die hier im Freien sich inmitten eines Gartens ein Haus anlegten. Die im 18. Jahrhundert hier entstehenden Landhäuser u. dgl. der Bürgermeister Fabricius-Zeit, weichen ebenfalls meist von der altheimischen Anlage ab, indem

sie sich nach französischen Vorbildern richteten. Nur im Emigrantenteil der Vorstadt, wo Großgewerbe einzog, erwies sich der alte Grundrißgedanke als praktisch, und wir finden ihn hier darum wieder angewandt — vermutlich war er dem heimischen Haustypus dieser Kolonisten ähnlich.

In der Neustadt finden wir nur selten Spuren des altheimischen Grundrisses; weder in den Fabriken, noch in den Arbeiter- und vornehmeren mehrstöckigen Wohnhäusern, noch in den Villen kommt er vor, nur da, wo Hintergebäude stehen, könnte man von einem dem alten Grundrisse ähnlichen sprechen, indem ein Torweg das Vorderhaus durchbricht, aber das ist ja überall so.

Das alte Bauernhaus war ein nur bescheiden niederes Haus mit einfachem Satteldach — so werden auch die ersten Häuser der Stadt gewesen sein. Als sie aber volkreicher wurde und infolge der Einschnürung durch die Stadtmauer der Boden rarer wurde, stiegen die Häuser natürlich in die Höhe, bis zu drei Stockwerken, die älteren unter Beibehaltung des steilen Satteldaches, die jüngeren mit geknicktem Dach. In der Grundorfer Vorstadt, wo Platz ja wieder in Masse vorhanden war, wurden die Häuser, obschon jüngeren Datums, wieder niedriger. In der Neustadt dagegen, wo nicht die einheimische Tradition, sondern die Allerweltsart und -mode zugrunde gelegt wurde, sehen wir neben den älteren, niederen Häusern auch die vielstöckigen Etagenhäuser mit flachem oder niederem Dach, wie überall, nur zu Wolkenkratzern hat man's noch nicht gebracht.

### Historische Stilarten im Bürgerhaus.

Von historischen Stilarten haben wir noch wenig gesprochen, und das ist doch sonst immer das Erste, wenn von den Bauten einer Stadt die Rede ist. Das war Absicht — denn die Jagd auf die stilhistorische Zugehörigkeit und Entwicklung macht meist blind gegen die tiefer liegenden natürlichen Verhältnisse und gegen den eigenheimischen Stil. Nicht weil's die Gotik oder Renaissance so wollte, wurden unsere Häuser so, wie sie sind, sondern weil die natürliche Entwicklung sich so vollzog, wie sie sich vollzogen hat. Auch wenn's eine Gotik oder Renaissance, so wie wir sie gewöhnlich verstehen, nie gegeben hätte, wären unsere alten Häuser fast ganz so geworden, wie sie dastehen — nur ein paar Kleinigkeiten, Giebelformen, Ornamentformen u. dgl. hätten gefehlt. Unsere alten Häuser sind weder Gotik, noch Renaissance in gewöhnlichem Sinne — romanische Bürgerhäuser gibt's auch bei uns keine — sie sind fast ausnahmslos nichts als natürliche Fortsetzungen unseres alteinheimischen Bauernhauses. Nur daß an einigen Ornamente sind, die man gotisch nennt, an den meisten Renaissance, Barock u. s. f.; aber schneidet man das weg, so hat man fast genau dasselbe Haus, von einigen technischen oder anderen natürlichen Verbesserungen der jüngeren gegenüber den älteren abgesehen.

Bei einigen wenigen, den öffentlichen Gebäuden und Patrizierhäusern, ist's allerdings anders. Da spielt der historische Stil im gewöhnlichen Sinne des Wortes die

Hauptrolle. Unser Altes Rathaus, unsere Alte Pfarrkirche z. B. sind in gotischem Stile unter Anlehnung an anderswo gewachsene Vorbilder errichtet. Ebenso einzelne Bauten, wie das Schallersche Haus, das eine Renaissance in Art des Heidelberger Schlosses, und das Spital, das ähnliche Renaissance einfacherer Art zeigt.

Ebenso ist's in der Grundorfer Vorstadt. Da sind die Bürgerhäuser zum Teil allerdings wieder in heimischem Stil gebaut, aber viele, sowie die Landhäuser alle, gehen auf über die Residenz zu uns gekommene fürstliche und französische Rokoko-, vereinzelt auch auf Zopfvorbilder zurück, einzelne der Emigrantenhäuser auch auf holländische.

In Stilhistorie schwelgen können wir aber erst in der Neustadt, in der die Stilartenrundreise des 19. Jahrhunderts ebenso wie überall ihre Denkmäler errichtet hat. Da haben wir zuerst die nüchternen, schmucklosen, aus unbestreitbaren Wänden mit unbestreitbaren viereckigen Fenster- und Tür-  
auschnitten versehenen Kästen der ersten Jahrzehnte. Dann einige wenige Spuren der Romantik, zwei ritterburgartige, zinnen- und turmgeschmückte Villen, sowie das in ähnlichem Stil gebaute Hotel K. Der alte Bahnhof schmeckt auch nach einer allerdings ein bisschen billigen Ritterburg. Dann rückt die deutsche Neurenaissance an, in deren Blütezeit unsere Stadt sich auffällig hob — Heidelberger Schlösser, Nürnberger Pellerhäuser u. dgl. Prunkgebäude in verschiedenen Variationen, groß und klein, mit allem Ornamentzubehör, reich, noch reicher, am allerreichsten, aber alles in Fünzigpfennigbazar Ausgabe. Auch einige italienische Renaissancepaläste sehen wir für fünfzig Pfennige kopiert. Natürlich

fehlen auch Kopien von Versailler u. dgl. Rokokopalästen nicht — in derselben Preislage. Und endlich zog denn auch der neueste Geist, die sog. „wiedergewonnene Selbstständigkeit“ ein, und es entstanden Bauten im Jugendstil — leider auch in Fünzigpfennigbazarausgabe, weil man immer noch in dem Wahn steht, ein proziger, wenn auch nur mit unedlem, lügenerisch kostbares Material imitierendem Schmuß beklebter Palast sei besser als ein ehrliches Bürgerhaus.

Wir haben die Fremden, die unsere Altstadt bewunderten, immer — seien wir ehrlich — ein bißel für komische Käuze gehalten, wenn schon wir uns mit unseren „ehrwürdigen“ Altertümern immer gebrüstet haben! Wir selbst haben diese nicht der Ehre gewürdigt, unsere Lehrmeister zu sein. Erst heute beginnen einige von uns einzusehen, daß wir eine achtenswerte neue Baukunst nur dann wieder erhalten, wenn wir in gleich natürlicher Weise sie begründen und entwickeln, wie die Alten taten, nicht à la Residenz oder à la Großstadt, sondern auf Grundlage des selbständigen, hier organisch gewachsenen Natürlich-Heimatlichen. Und Gottlob, in einigen wenigen neuesten Bauten dämmert's ein wenig davon! Gewiß, unvollkommenes Altes, wie jenes Flechtwerk, wollen wir nicht wieder aufwärmen, das haben die späteren Zeiten überwunden! Gewiß, das Sachwerk ist in dem Maße wie früher nicht mehr zugänglich, aber das ist auch gar nicht die Hauptsache, wenn es heißt heimatlich bauen: der Geist, die alte Ehrlichkeit, die alte Solidität, die alte Kunstfreude, die alte stolze und doch naive Selbstständigkeit, die sind's, die lebendig machen!

Noch in den Rokokobauten der Grundorfer Vorstadt, sind sie auch angelehnt an fremde Vorbilder, wehte ein anderer Geist, sie prozogen nicht mit allerlei Lügen, sie sind ehrlicher und harmloser, sie bleiben immer bürgerlich.

So! das Haus hätten wir — meinen Sie? O, es ist doch noch allerlei nach!

### Hausinneres.

Wir haben z. B. noch gar nicht davon gesprochen, wie das Haus innen aussieht, d. h. soweit man von außen vermöge der Türen und Fenster schließen kann. Ein altes Hauptprinzip war schon bei den ältesten unserer Häuser das, den Hauptwohnraum an die Straße zu legen, um möglichst viel von den Vorgängen da draußen sehen zu können. Neugierig ist der Mensch wohl von jeher gewesen, und so bequem, wie heute, wo ja die Zeitung auch dem größten Ofenhocker alles haarklein zuträgt, was in Nähe und in fernster Ferne passiert ist — vielfach erzählt sie allerdings weitschweifig das, was er gar nicht wissen will, und verschweigt das, was er brennend gern wissen möchte — hatte er's nicht. Da mußte er halt selber fleißig ausgucken, um etwas zu erwischen. Bei den kleineren Häuslein in den engen Gassen der Altstadt bildet den Hauptwohnraum und zugleich die Küche der Flur, auf den die Haustür führt — wir sehen sie darum heut noch immer offen stehen. Bei den Bauernhäusern am Ostertor und anderen, wo die Tür an der Seite liegt, ist das meistbenutzte Zimmer im Erdgeschoß gern an die Ecke der

Straßenfront gelegt — man erkennt's aus der Anlage gehäufster Fenster im Vergleich zu den anderen mehr vereinzelt — was besonders vorteilhaft ist, wenn man acht haben will auf das, was draußen passiert. Bei den „besseren“ Häusern der Altstadt mit Vordereingang ist das zwar oft beibehalten, oft aber auch sehen wir, zumal wenn der Bauplatz etwas eng war, und der Flur somit schon ein großes Stück des verfügbaren Raumes verschlang, die Wohngemächer, durch eine bisweilen schön gestaltete Treppe zugänglich, in den ersten Stock verlegt — hier entwickelte sich daher der die größte Sehmöglichkeit straßauf und straßab bietende Erker.

Kleine, nicht besonders helle Räume sind's zum Teil in den alten Häusern, nur in den Patrizierhäusern sind, wie die Fensteranlage zeigt, größere Zimmer vorhanden — noch größer und zugleich freundlicher sind sichtlich die der Rokokohäuser der Grundorfer Vorstadt, hier kann man bei einigen sogar von Sälen sprechen. Wir sehen hier durch die offene Tür vielfach in einen festsaalartigen, gepflasterten Flur (bei unseren modernsten Villen kommt dieser große Flur, die Diele, wie man in Norddeutschland sagt, ja auch wieder in Gebrauch, man übernimmt sie natürlich nicht von unseren Alten, sondern von England als „hall“ — bitte recht englisch auszusprechen!) mit geschwungener schöner Treppe und hindurch durch ihn vermittelt der großen Fenster und Tür der Hinterwand in das Grün des Hintergartens.

In den meisten unserer modernen Mietskasernen ver-  
rät die Fensterverteilung gar nichts, sie sitzen ohne irgend-

welche Gruppenbildung vorn wie hinten schematisch, durch immer gleichbleibende Zwischenräume geschieden, nebeneinander; man kann nicht einmal erkennen, wo eine Wohnung aufhört und die andere anfängt — es sieht aus, als ob so ein Stockwerk ein großer Raum wäre, in dem man verschiebbare Wände einmal so, ein andermal so stellen kann, aber nicht so, als ob eine verständig gegliederte menschliche Wohnung dahinter stecke. Ein Kanarienvogelkäfig, der statt aus Draht aus Ziegelstein gebaut wäre, würde ähnlich aussehen. Manchmal sind die ungeschminkt ihre Backsteine zeigenden Hinterfronten auch in dieser Beziehung besser als die Vorderfront, sie erzählen doch wenigstens von dem Bestreben, durch vor- und zurückspringende Teile, sowie zweckmäßig angelegte Fenster so viel Licht wie möglich in die Hinterräume zu bringen.

Bei den Villen ist's natürlich meist besser, zumal bei den freistehenden, da verrät uns das Äußere die Einteilung des Inneren, aber bei unseren öffentlichen modernen Bauten, Rathaus, Oberlandesgericht, Schulen u. a. herrscht auch die Käfigmanier vor und stößt uns ab.

### Unsere Kritik des Gesehenen.

Übrigens — davon, ob uns die Häuser gefallen oder nicht, haben wir auch noch fast gar nicht geredet. Das ist freilich ein schwieriges Kapitel! Darüber, ob das Haus aus Backstein oder aus Sandstein, wird man sich schon einig, aber ob dies das schönere oder jenes, darüber können die Meinungen selbst der besten Freunde merk-

würdig auseinandergehen — den eenen sin Uhl is den annern sin Nachtigall, wie ein plattdeutsches Sprichwort sagt. Der eine hat für möglichst alte Häuser von vornherein etwas übrig, der andere betont die vorteilhafteren Seiten der neuen, so daß von dem Reize der alten nichts mehr übrig bleibt als der Kuriositätenwert. Der eine schwärmt für Fachwerk, der andere für Sandstein, der eine für Farbigeit, der andere für Weißanstrich, der eine für Gotik, der andere für Jugendstil u. a. m.

Es spielen bei dieser Frage eine Menge persönlichster, in der Eigenart des Einzelnen, seiner Erziehung, seiner Lebensweise u. a. begründeter, feststehender Ansichten und Gefühle mit. Natürlich sind einzelne tatsächlich falsche oder schlechte darunter, aber die meisten sind doch wohl an sich unanfechtbar. Wenn jemand z. B. Fachwerk für das Schönste hält, so läßt sich höchstens dagegen sagen, daß es heut zu teuer ist, um noch so wie früher verwendet zu werden. Wenn jemand die Gotik für den schönsten Stil hält, so läßt sich ebenfalls nur dann etwas dagegen sagen, wenn er das Verlangen stellt, wir sollten heut alles wieder in diesem Stile bauen — dann kann man ihm erwidern, daß gewiß dies und das davon noch heut schön verwendbar ist, die Betonung der Konstruktion, die wirksame Einfachheit u. dgl., daß aber eine slavische Kopie nie ein gesundes neues Kunstwerk ergeben kann, daß wir vielmehr, wie die „gotische“ Zeit, trachten müssen, einen eigenen Kunstaussdruck zu finden, uff.

Es ist ja auch gar nicht die Hauptsache, daß alle einer Meinung sind, daß Freund X. überzeugt wird, dies oder das,

was uns besonders ans Herz gewachsen ist, sei tatsächlich unbestreitbar das Einzigseligmachende — im Gegenteil, wenn wir Individualität für etwas Gutes halten, müssen wir's selbstverständlich finden, daß er auch einmal anderer Ansicht ist als wir. Ein bißel streiten können wir ja gern, das schadet gar nichts, im Gegenteil, es klärt uns bisweilen erst ein Streit über unsere tiefsten Gedanken und Gefühle auf. Und das ist's, worauf wir Wert legen müssen: klar zu werden über unsere persönliche Eigenart in der Anschauung der Kunstwerke, die uns gegenüber-treten. Mit bloßem Schwärmen ist nichts getan, wir müssen wissen, warum dies und das uns fesselt, und dies und das uns abstößt.

Sagen wir nicht: da! Kokoko oder Jugendstil! das ist mir immer greulich! Betrachten wir alles, was wir sehen, sowohl das Kokoko- oder Jugendstilhaus, gegen das wir eine Abneigung haben, als auch das Renaissancefachwerkhaus, in das wir aus irgend einem Grunde verliebt sind, mit unbefangenen Blicken, bedenken wir, daß wir uns auch in Personen bisweilen geirrt haben, daß mancher, der uns erst nicht sonderlich sympathisch erschien, sich nachher als ein sehr wertvoller Mensch entpuppte. Es gab zu aller Zeit Schönes und Nichtschönes! Ein Jubelruf: Ist das aber schön! wird sich uns ja oft entringen — geben wir uns aber nicht damit zufrieden, suchen wir das uns den Jubelruf Entlockende zu durchschauen: was ist's, was uns da ans Herz greift? Ist etwas dabei, was uns Rätsel aufgibt? Haben wir dies und das irgendwo, irgendwie anders, besser oder schlechter gesehen? Hüten

wir uns andererseits aber vor sofortigem Bekritteln und Belächeln — oft sind wir vielmehr im Grunde selber die, über die man lächeln müßte! Sehen wir uns erst mal das uns nicht Gefallende an, warum gefällt's uns nicht? Ist nicht dies oder das doch recht interessant oder gar besser, als wir's bei einem uns wohl gefallenden Bau gesehen haben? Hat das uns nicht Gefallende vielleicht irgend einen besonderen Zweck? Vergleichen wir, suchen wir zu verstehen, wenn's dann auch nicht bis zur Liebe kommt, so doch vielleicht zur Achtung!

Bewundern wir nicht schwärmerisch blind, und kritisieren wir nicht blind darauf los — suchen wir aus allem zu lernen, um unsere Eigenart, wie sie sich allmählich herausstellt, auszubilden und zu stählen. Schämen wir uns nicht, gegenüber anderen, als Autoritäten Auftretenden, unsere eigene Meinung zu haben — es hat sich in Hinsicht auf Kunstanschauung schon manche Zeit und manche Größe geirrt! Schwanken wir nicht sofort um, sowie ein gewichtiger Jemand seine von der unseren abweichende Meinung ausspricht — beachten wir's sehr, was er sagt, aber vergleichen wir nochmals, was wir selber empfanden, ob wir tatsächlich auf dem Holzweg waren, oder ob nicht wenigstens ein Körnchen des Selbstgefundenen ganz gut war. Überheben wir uns andererseits aber nicht, prunken wir nicht mit unserer selbstgefundenen Ansicht. Machen wir nur nicht etwa daraus ein Schema — manches, für dessen Nichtachtung wir einen Grund zu finden glaubten, kann vielleicht doch noch von einer andern Seite her angesehen werden und sich in einer ungeahnten Weise zu etwas Achtbarem entwickeln.

Finden wir, daß es schön sei, wenn die Moderne vom Alten allerlei Gutes lernt, wenn sie das Fachwerk, die malerischen kleinen Fenster u. a. wieder aufnimmt — prüfen wir's nochmals nach, wenn uns jemand drauf aufmerksam macht, daß allerlei Spielerei dabei vorkommt. Wenn wir finden, daß die winkligen Straßen der Alten schöner sind als die heutigen geraden — prüfen wir's gleichfalls nochmals nach, wenn jemand uns fragt, wie der Verkehr von heut sich dann da vollziehen soll!

So — aber nun wären wir denn doch wohl mit den Häusern fertig, meinen Sie abermals. Ich bedaure, wir haben immer noch allerlei zu tun — wie, wenn wir einmal noch Einzelheiten für sich betrachten?

### Türen.

Da ist z. B. ein sehr interessantes Kapitel die Tür. Spähen wir einmal von neuem umher, indem wir sie ins Auge fassen. Fangen wir in der Altstadt an.

Da stößt uns gleich, nachdem wir in sie wieder eingetreten, eine recht primitive auf: aus Brettern zusammengefügt, die ein geometrisches Muster bilden, mit dicken, ohne Scheu gezeigten Nagelköpfen. Die Türumrahmung ist oben halbkreisförmig, was durch Einfügung zweier Dreieckswinkel in die Ecken zwischen Pfosten und Querbalken erreicht ist. Die Tür hat noch ein Merkwürdiges: sie besteht aus Ober- und Unterteil, die jeder für sich zu öffnen sind — sollte dies ein Rest einer noch fensterlosen Zeit sein, in der sie, wenn ihr Oberteil geöffnet war, die

größte Lichtöffnung und zugleich den Schornstein des Hauses bildete? Wir finden sie nur noch selten; bisweilen ist sie noch mit eisernem Türklopper in Ringsform oder Kringelform, aus Astwerk geschlungen, versehen. Die Technik des Zusammenfügens aus Brettern in geometrischem Muster finden wir auch bei einteiligen Türen, teils noch in Erinnerung an die zweiteilige Tür so, daß zwei Muster übereinander stehen — Rautenmuster, Sparrenmuster, Quadratmuster, Zickzackmuster, Sternmuster kommen vor. Auffälligerweise finden wir diese alte Art der Türbildung an Häusern des 16. bis 19. Jahrhunderts. Türen in Rahmenkonstruktion zeigen in den bei ihnen vorkommenden Ornamenten so gut wie nie frühere, als Rokokoformen, nur aus der Einfachheit und den Verhältnissen einiger unverzierter, möchte und darf man auf etwas höheres Alter schließen. Aus der Rokokozeit finden sich viele, die Felder sind geschwungen umrahmt oder mit leichtem Muschelwerk beschnitzt. Insbesondere an den Landhäusern der Grundorfer Vorstadt finden sich auch prächtig beschnitzte und bemalte, selbst ein wenig vergoldete Türen. Bisweilen klingt, trotzdem es eine einflügelige Tür ist, der alte Gedanke der quergeteilten Tür in ihrer Einteilung nach. Etwas Neues tritt uns bei ihnen entgegen im Oberlicht, das über der Tür sich befindet, entweder von einem hölzernen, durchbrochenen Ornament oder von einem eisernen Gitter überdeckt. In den Türen hat auch der Zopfstil mit seinen Ausläufern viele Spuren hinterlassen, und zwar sind es vielfach recht anmutige Lösungen mit origineller Einteilung und feinen, nur zart geschnitzten Verzierungen, einfachen Motiven,

Rosetten, Rillungen, Kränzen, Gehängen u. dgl. Selbst aus den 40er Jahren etwa scheinen noch einige nette Türen zu stammen, die man heute dreist als mustergültige Vorbilder für echt bürgerliche Türen nehmen dürfte. In den letzten Stilen finden wir als Neuerung längsgeteilte Türen, und zwar sowohl mit zwei gleichen, als auch zwei ungleichen Flügeln, deren größerer Flügel dann gern als Verdoppelung des kleinen behandelt wird, so daß die Tür dreiteilig erscheint. Unter den Beschlägen finden wir allerlei Nettes, gut geformte Schlüsselschilder und Drücker, insbesondere solche aus Messing, auch vereinzelt noch schöne messingene Türklopfer.

Bei späteren Türumrahmungen sehen wir das Säulen- oder Pilastermotiv eine Rolle spielen, originelle Bildungen darunter, von jener fast an Vasen erinnernden Form, die wir noch bei Dürer finden, bis zu den klassischen Säulen der Zopfzeit, bei denen auch der griechische flache Tempelgiebel nicht fehlt.

☞ Viele alte Türen sehen wir bemalt, und der farbige Fleck in dem Schwarz-Weiß des Hauses wirkt ausnehmend reizvoll. Natürlich sind die Häuser der kleinen Leute meistens die am wenigsten gepflegten, bei den Wohlhabenden ist die Tür immer wieder neu gemalt worden. Infolgedessen aber finden wir unter den ungepflegten Türen ältere Arten der Bemalung! Richtig, während wir sonst immer Hellgrün, Dunkelgrün, Weiß — Farben, die aus der Rokokozeit wohl stammen — und schlechte Errungenschaften der Neuzeit, Braun und Gelb, in den ausgesucht schlechtest wirkenden Nuancen finden, finden wir

bei den alten, ungepflegten Türen Spuren eines dunklen, tiefen Rot, was übereinstimmt mit der überall zu machenden Beobachtung, daß das Rot die in der ältesten volkstümlichen Kunst beliebteste Farbe ist.

Ein Kapitel für sich bilden die Hoftür und Einfahrtstür unserer alten Häuser. In der allergrößten Mehrzahl sind sie einfach aus Brettern zusammengenagelt und farbig gestrichen oder doch gestrichen gewesen. Aber an einzelnen Häusern finden wir doch auch sie in regelmäßigem Muster aus Brettern gefügt, ja ein paar zeigen sogar die charakteristischen architektonischen Ornamente der Renaissance und die Schnörkel des Rokoko. Bei den Bauernhäusern und einigen anderen sehen wir auch die Pfosten und Balken des Hoftors ein wenig geschmückt, leicht beschnitzt und bemalt, insbesondere das kleine Viereck über der Personentür ist mit einfach netten Holzverschränkungen oder ausgesägten Brettern geziert.

Unsere Haustüren in der modernen Neustadt haben mit ihren Häusern gemeinsam die Rundreise durch die historischen Stilarten gemacht, insbesondere haben sie die überreichen alten Palasttüren zum Muster genommen und wimmeln von kleinen Ziergiebeln, Verkröpfungen, Schmiedeeisen u. dgl. Und braun, braun, braun sind sie alle. Erst in allerjüngster Zeit hat man die einfache Schönheit der alten aus Brettern gefügten, der feinen Zopfzeit- oder noch späteren Bürgerhaustüren wieder entdeckt, und das Gesetz, daß die Tür langweilig braun sein muß, gilt gottlob auch nicht mehr allen als unumgehrbar.

### Fenster.

Gesellen wir der Tür das Fenster zu. Die Neuzeit mit ihrem größeren Lichtbedürfnis hat da zwar viel Älteres verschwinden lassen, aber bei genauerem Zusehen erwischen wir doch noch allerlei. Da finden wir noch Fenster, die nicht zu öffnen sind, und aus grünlichen, kleinen runden oder achteckigen, durch Bleifassung zusammengehaltenen Scheiben bestehen. Wir finden diese aus der Zeit, da man noch nicht verstand, große Scheiben herzustellen, stammende Art auch bei Fenstern, die zu öffnen sind. Die Fensterflügel sind dann noch sehr klein und bisweilen nicht zum Aufklappen, sondern zum Verschieben nach der Seite oder nach oben eingerichtet, so daß also die Scheiben des geschlossenen Fensters nicht in einer Ebene liegen — es macht das das Fenster ohne Frage malerischer. Mit den großen Scheiben bekommt das Fenster die heute übliche Form, aber wir sehen doch noch ältere Variationen dieser Form, die interessant sind. Der Oberteil der Fenster ist da nicht zu öffnen, steht etwas vor und ist für sich behandelt, ungeteilt oder irgendwie, unabhängig von der Teilung der Flügel geteilt. Auch Fenster mit halbrundem Abschluß kommen bei Rokoko Häusern vor.

Ab und zu finden wir auch in den bisweilen mitsamt den Fenstern etwas vorstehenden Umrahmungen der Fenster leichtes Schnitzwerk, ebenso bei den in der Mehrzahl allerdings höchstens farbig im Einklang mit der Farbe der Tür gestrichenen Fensterläden. Gern hat man im Obergeschoß, wie wir sehen, die Gefache unter den Fenstern

durch reiches Fachwerk oder Schnitzereien hervorgehoben. Vor vielen Fenstern finden wir einfache hölzerne Blumenkästen angebracht, auf denen schöne Pflanzen aufgestellt sind, die mit ihren bunten Farben dem Hause außerordentlich zur Zierde gereichen. Die Fenster der Untergeschosse haben nicht selten auch schön geschmiedetes ornamentiertes Eisengitterwerk.

Eine merkwürdige unschöne Abart der großscheibigen älteren Fenster sind vereinzelt vorkommende, nach außen gebuchtete Fensterscheiben, die wohl einen Blick von innen auf die Straße, aber keinen solchen von außen ins Haus gestatten.

Ein Fenster können wir auch schnell noch in unsere Forschungsreise einziehen, das — Kellerfenster unserer alten Häuser. Natürlich, Sie lächeln! Aber gucken Sie einmal mit uns ein bisschen herum, so ganz lächerlich ist es nicht. Sehen Sie einmal diese eisenbeschlagenen halbrunden Kellerluken mit dem ausgesägten Herz oder den eine Figur bildenden Löchern, sind sie nicht ganz lustig und nett? Oder beobachten Sie die Kellervergitterungen mit ihren hakigen oder verflochtenen und durch Ringe zusammengehaltenen Eisenstäben.

Die Fenster der modernen Häuser bieten verhältnismäßig wenig Interesse, meist sind's die einfachen Allerweltsfenster. Erst in den allerneuesten Bauten sehen wir die Architekten bestrebt, bei aller Beibehaltung der unzweifelhaften Verbesserungen des modernen Fensters gegenüber den primitiveren Glastechniken älterer Zeit doch auch wieder die malerischeren, lustigeren Vorzüge der älteren wiederzugewinnen.

## Der Laden.

Mit den alten Fenstern hängt der alte Laden zusammen. Das Wort „Laden“ zeigt ja noch den Ursprung unseres modernen Ladens. Wir entdecken glücklich noch einen alten Bäckerladen in der Altstadt, der uns zeigt, wie's einst war. Wir sehen da vor dem halbrunden dreigeteilten Fenster, dessen eine Scheibe aufzuschieben ist, einen statt wie sonst seitwärts, hier nach unten klappenden Fensterladen, der, abends aufgeklappt, nachts das Fenster verschließt. Dieser Laden ist heut' noch vielenorts bisweilen die Auslage des Bäckers, und durch das aufschiebbare Fenster geschieht der Verkehr zwischen Verkäufer und Käufer, der also gar nicht ins Haus tritt. An einem anderen alten Laden sehen wir im Innern eines Torwegs diesen alten Verkehr noch bestehen, sodann ist bei einigen Wirtschaften als Rest dieser alten Art die Klappe der „Gassenschenke“ geblieben. Eine andere alte Ladenform, hervorgegangen wie der Torwegladen aus dem Bestreben, die Auslage gegen Regen zu schützen, ist die Form eines gläsernen großen Kastens, bisweilen mit hübschem Sprossenwerk, in der Breite des Fensters. Dann sehen wir den modernen Laden entstehen, erst nur größere Scheiben mit bisweilen oben leicht im Zopfstil geschnitztem Sprossenwerk, endlich in Form der großen modernen Spiegelscheiben, bis zu den fast ganz gläsernen Untergeschossen, natürlich gegen die alte Zeit eine ungeheuere Verbesserung, besonders vom Standpunkt des Kaufmanns aus angesehen. Interessant ist es in unserer Stadt, wie in anderen, zu

beobachten, wie man auch hier trotzdem heute strebt, von den malerischen Seiten des alten Ladens zu lernen, insbesondere wie die Form des kastenförmigen Ladenausbaues, allerdings stark vergrößert, sich immer mehr steigender Beliebtheit erfreut.

Einen weiten, weiten Weg hat der Laden zurückgelegt vom kleinen Klappladen bis zum modernen Riesenschau- fenster — einen nicht minder weiten Weg hat auch das zurückgelegt, was hinter den Scheiben zu erblicken ist. In der Altstadt sind hin und wieder noch kleine Läden, in denen sozusagen symbolisch ein paar Sachen zur Schau stehen, ein paar alte typische kupferne Kaffee- und Teedosen, ein paar Kalkpfeifen u. dgl. Vergleichen wir damit die Ausstellungen in unserer modernen Lädenstraße mit ihren zu Bergen aufgehäuften, raffiniert zusammengestellten Verkaufsgegenständen, ihren kostbaren Aufbau- vorrichtungen, ja, ganze prunkvoll gezierte Zimmer sehen wir in einem modernen Damenmodehaus hergestellt! — obgleich wir auch vereinzelt hochmoderne, sogar höchst- vornehme Läden finden, die das alte Prinzip des lediglich symbolischen Zurschaustellens beibehalten haben, die sich damit begnügen, in dem raffiniert vornehm einfach aus- gestatteteten, vielleicht mit ein paar Vasen geschmückten Schaufenster nur einige wenige, dafür allerdings besonders vortreffliche Stücke zur Schau zu bringen. Das Studium der Ladenausstattung ist ein sehr interessantes. Neben vielen Läden, die mit brutaler Massenhaftigkeit prunken, wie der Prozenbauer im Wirtshaus mit den Talern in der Tasche kimpert, oder die durch Alfanzereien, wie der

Harlekin des Marktwunderdoctors sie macht, zu wirken suchen, finden wir doch auch nicht selten solche, die durch malerische Gruppierung, durch feine Farbenwirkung, durch Gewähltheit einiger weniger wirkungsvoller Kunstobjekte, durch originell-humoristische Aufstellungsart u. a. m. ihren Zweck zu erreichen versuchen. Wir kommen hier schon zu einem anderen Kapitel: der Reklame.

### Ladenschilde, Hauszeichen u. dgl.

Jetzt also gehen wir zu einem höchst modernen Gebiet über, zur Reklame. Gehen wir also zur Neustadt, meinen Sie? — nein, wir wollen erst mal in den älteren Stadtteilen umherstöbern, da finden wir die künstlerisch vornehmste Reklame. Was sagen Sie zu diesem Aushängeschild des Löwenwirts? Ist es nicht ein kleines Meisterstück unserer alten ehrsamten Schmiede? Viele sind ihrer ja nicht mehr, dieser edlen alten Schilder mit ihren prächtig geschmiedeten schwungvollen Rokokoornamenten und der lustigen Bemalung. Nur ein paar Gasthöfe haben sie noch am Hause. Insbesondere bemerkenswert ist der Gasthof „zum Adler“, wo noch neben dem eigenen Schilde die Herbergsschilde einiger Gewerke, die der Schmiede und Schreiner, prangen, deren Gesellen hier verkehren — mächtige Dinger zum Teil und außerordentlich malerisch das stattliche alte Haus schmückend. Schade, daß gleich den alten Namen auch der alte Schmuck im 19. Jahrhundert austarb! Wenn das moderne Hotel de Soundso mit seinen in Gold strahlenden Lettern, mit seinen vorschriftsmäßigen

zwei Kugellorbeeren u. dgl. auch noch so unsagbar vornehm aussieht, das alte deutsche Gasthaus mit seinem Schild, das den typischen Stern oder ein anderes Symbol zeigt, ist ihm an Poesie doch über! Es ist eigentlich sonderbar, daß man, als man leztthin die alte Form des Gasthausnamens im „Nassauer Hof“ oder dgl. wieder aufnahm, nicht auch das alte prächtige Schild wieder aufleben ließ! Meist verzichten unsere Hotels ja ganz auf bildliche Darstellung ihres Namens oder irgendwelches Symbol; nur kleinere Restaurants oder Wirtschaften machen noch Gebrauch davon, leider in einer Art, die der alten Art weit nachsteht, der selige Gambrinus und andere prahlerische sogenannte Idealfiguren müssen dabei herhalten.

Etwas neues, ganz modernes ist bei unseren Wirtshäusern von heute das Schmuckmotiv der Nationalfarbe, in der in Schräg- oder Zickzackstreifung die Wände neben der Tür bemalt werden: blau-weiß beim „bayerischen Hiesl“, schwarz-weiß-rot bei der „deutschen Eiche“ u. a. m. Allzu schön ist's gerade nicht, ebensowenig wie die Kunterbuntmalerei der Quader beim Drogisten oder die Zigarrenkistenimitation am Laden des Zigarrenhändlers, aber charakteristisch auffallend ist diese Art Reklame ohne Zweifel.

Eine andere alte Form der Reklame — das ist eigentlich nicht ganz das richtige Wort, aber 's ist doch immerhin etwas Ähnliches — ist das Wahrzeichen unserer Apotheken. Der pausbäckige Engel unserer alten Engelpotheken und der pudelgutmütig mitleidig dreinschauende Löwe der Löwenapotheken sind entschieden ein anmutender

Schmuck ihrer Häuser, und wenn unser neuer Apotheker in der Neustadt statt der kalten, schwarz auf weiß dastehenden Aufschrift: Apotheke sich wieder so ein Symbol gewählt hätte, hätte er gar nichts Lächerlich-Altmodisches getan, sondern eine schöne alte Sitte zu unserer Freude wieder aufgenommen.

Einmal aufmerksam geworden, entdecken wir noch ein paar andere alte Formen der Geschäftsanzeige: beim Hutmacher prangt noch fast königlich erhaben der rote Zweimaster-Generalshut, der Zigarrenladen gegenüber hat seinen federngeschmückten Indianer mit der langen Friedenspfeife glücklicherweise noch nicht in den Ofen gesteckt; wir finden ferner noch Zuckerhut, Schlüssel, Hufeisen u. a. als Gewerk- oder Ladenzeichen, ja die Lichte hängen noch ruhig vor dem Hause, in dem ehemals ein Lichtzieher wohnte.

Diese alte Symbolik oder heraldische Sprache ist heute ziemlich dahin, wenigstens das Künstlerische darin; an die Stelle des Gediegenen, Einfachen ist das Auffallende, originell Drollige oder Prunkende, oft das Schreiende getreten. Jene höfliche, bescheidene Ankündigung, daß hier der und der wohnt, genügt heute nicht mehr, sie muß aufdringlich, laut geschrien werden, und das Schreien wirkt nie so besonders vornehm, künstlerisch. Unsere Reklame von heute ist, im einzelnen, wie als Ganzes gesehen, auch nicht ohne weiteres von A bis Z unschön zu nennen. In unserer großen Hauptstraße der Neustadt mit ihren unzähligen bunten Läden wirken die Reklamen in ihrer Massenhaftigkeit und Buntheit durchaus nicht häßlich; sie vollenden geradezu das eigenartige Bild der belebten

großstädtischen Verkehrsstraße am Tage, wie auch am Abend, wo sie ganz erheblich zu der bisweilen märchenhaft phantastischen Feuerwerkswirkung beitragen. Auch in weniger belebten modernen Straßen paßt die Reklame zu der Art der Häuser ganz wohl, zudem unter den modernen Plakaten u. dgl. ja viele ausgezeichnete, tatsächliche Kunstwerke sich finden.

In der Altstadt ist's aber eine andere Sache. In unseren modernen Prunk-, Villen- und Promenadenstraßen hält man streng darauf, daß sie nicht durch die nicht zu ihnen passende Reklame verunstaltet werden. Es würde ein Zetergeschrei hervorrufen, so jemand an unser Kriegerdenkmal eine Reklame, und sei's ein noch so schönes Plakat, für ein Barterzeugungsmittel anheften wollte. Man fühlt allgemein: dahin gehört sie nicht! Daß sie in unsere Altstadt ebensowenig gehört, daß sie da ebensosehr, ja noch mehr verunstaltet, merkt man aber nicht! Im Handumdrehen können wir hier ein böses Sündenregister zusammenstellen: hier ist ein schönes geschmücktes Haus durch infamen schreienden Anstrich und ein greuliches Reklamebild entstellt, ja ruiniert! Da ist ein köstliches Straßensbild mit malerischen Giebelhäusern, auf die der Turm der alten Pfarrkirche herunterblickt, völlig verdorben! Ein paar der heute so beliebten Reklametitel auf „ol“ und „ogen“ u. dgl. verfolgen uns in der ganzen Altstadt auf Schritt und Tritt an Wänden, Dächern, Mauern, Bäumen — daß man sich immer wundert, wie's nur kommen kann, daß der Fabrikant infolge des selbstverständlichen Gelübdes der Gebildeten, von seinem so geschmacklos angepriesenen

Gebräu sicher nie etwas zu kaufen, noch nicht ruiniert ist. Gottlob, es beginnt ja in dieser Hinsicht heute ein anderer Wind zu wehen, und wir dürfen hoffen, daß die wiedererwachende Liebe zur Heimat und der sich erneuernde Sinn für die Schönheit der Heimat auch bei uns Veranlassung geben wird, unsere Altstadt gegen das Verderben zu schützen.

An einigen alten Häusern bemerken wir noch andere Hauszeichen, die mit Geschäftsanzeigen nichts zu tun haben. Da finden wir z. B. das Wappen des Besitzers über der Tür oder dem Tor, als Schlußstein benutzt oder als große in Stein gehauene Tafel darüber, das Monogramm oder die runenartige Hausmarke des Erbauers, seinen und seiner Ehefrau Namen, die Jahreszahl des Baues, oft dazu einen frommen Spruch. An einigen Häusern finden wir auch ein Symbol, das wohl nicht das Wappen des Erbauers ist, sondern nichts als eben ein Hauserkennungszeichen, nach dem noch heute das Haus seinen Namen trägt: zum Einhorn, zur Rose, zum goldnen Schiff u. dgl. Zu diesen Hauszeichen können wir auch einzelne Wetterfahnen und Giebelspitzen rechnen: neben einfachen Fähnchen, in denen eine Jahreszahl ausgeschnitten zu sein scheint, reicher ausgesägte Formen, eine breite Fahne, auf der ein ganzer langer Spruch zu sein scheint, und als Knopfspitzen finden wir da eine Seejungfer, ein Schiff, einen Delfin, einmal sogar einen Jäger, der in die Luft schießt, ebenso einen Schmied am Amboß, der einstmals halb auch als Geschäftsanzeige gedient haben mag.

In den Landhäusern des Rokoko finden wir eine andere Art der Hausbenennung, die mit jener altbürgerlichen,

aus praktischen Erwägungen hervorgegangenen Art nichts zu tun hat, vielmehr auf fürstliche Vorbilder zurückgeht. Da finden wir einen Amalienhof, eine Sophienruhe u. dgl. auch eine „Solitude“ — Namen, die in der Villa Malvine, Belvedere u. a. einiger ganz modernen Villen fortgesetzt sich finden. Merkwürdig ist, daß neben anderen Anleihen bei der Vergangenheit die heutige Zeit auch die alte Sitte des besonderen Hausnamens wieder aufnimmt: Zur großen 24, Weerthhof, Chinahaus u. dgl., ja, es finden sich Spuren, daß auch die alte Form des künstlerischen Darstellens dieser Namen statt der bloßen Aufschrift wieder aufkommt, so trägt das neue Warenhaus: Zur Sonne oben am Giebel eine große Sonne zur Schau — leider guckt statt des alten harmlosen Humors bei diesen Hauszeichen die schreiende Reklame ein bißchen durch.

## Öffentliche Gebäude.

Wir haben bisher nur die Bürgerhäuser unserer Stadt angesehen, die öffentlichen Gebäude haben wir nur ab und zu einmal gestreift, während sonst bei Stadtbeschreibungen u. dgl. immer mit diesen begonnen wird.

Holen wir's nach.

Es gehört sich, daß das Gotteshaus da voran steht.

Unsere Jakobs- oder Alte Pfarrkirche auf dem altertümlichen Platz mit den schönen alten Bäumen, die vom alten Friedhof her stammen, ist ein schlicht frommer, nicht übler Bau, dessen malerischer Turm ja in mancher Straßenansicht eine große und immer höchst wohltuende

Rolle spielt. Ein altes Bauwerk ist's, das sehen wir. Eins fällt uns gleich auf: Fachwerk, wie wir's sonst an den ältesten Häusern erblicken, gibt's hier nicht, alles ist Sandstein. Überhaupt sehen wir nichts an ihr, weder in Technik noch in Ornament, was irgendwie an die Bürgerhäuser erinnert, es sei denn der weiße Anstrich, mit dem eine spätere Zeit die Kirche beglückt hat. Der Kirchenbau ist eben eine Sache für sich. Die römische Basilika war das Grundrißvorbild und, abgesehen von dem primitiven Kirchlein vielleicht der ältesten Missionare und kleinen Dorfkirchlein, hat auch seine Technik wenig Zusammenhang mit dem Urvolkstümlichen, sondern ist eine Sortentwicklung des römischen Steinbaus, von besonderen Bau- und Werkmeistern gepflegt, die meist, wie z. B. in unserer Stadt, aus der Fremde berufen wurden. Am Chor sieht die Kirche besonders altertümlich aus, und eine kleine vermauerte verfallene Pforte zeigt in ihren Säulenkapitälern auch deutlich, daß wir's mit einer ursprünglich romanischen Kirche zu tun haben. Später ist eine größere gotische daraus geworden, mit ansehnlichen Strebepfeilern, hohen spitzbogigen Fenstern und einem schönen, ornamentreichen Spitzbogenportal. Vorn, an der Turmseite, hat eine spätere Zeit Veränderungen getroffen, das Portal ist hier Renaissance. Und der Turmhelm gar ist sichtlich noch jünger, seine reich gebuckelte und gewulstete Zwiebelform weist deutlich auf das 17. bis 18. Jahrhundert hin — aus dieser Zeit stammen auch der kleine Anbau an der Nordseite und die kleine Vorhalle vor dem Seitenportal.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß wir diese verschiedenen Zutaten — ein Anblick, der völlig abweicht von unseren beiden jüngeren Kirchen — gar nicht unangenehm empfinden. Man hat's ja hie und da so empfunden und die Kirchen von solchen späteren Änderungen befreit, vielmehr an ihre Stelle stilreine, d. h. solche, die mit dem alten Stil der Kirche übereinstimmen, gesetzt, aber man hat vielfach schlechte Erfahrungen damit gemacht — abgesehen von der Verbesserung offener Scheußlichkeiten, die ja natürlich unter solchen Zutaten späterer Zeit auch vorhanden sind. Denken wir uns statt unseres Zwiebelturmes einen gotischen neuen — was würde der uns sagen: So hat alte die Kirche vielleicht einmal ausgesehen, vielleicht! Unser jetziger Barock-Turm aber sagt: an meiner Statt erhob sich einst hier ein anderer, der wurde vom Blitz zerstört, und die derzeitigen frommen Bürger der Stadt beschloßen, einen neuen aufzusetzen, und zwar so schön, wie sie's konnten, und da man damals die Turmhelme meiner Art als die schönsten ansah, wurde ich erbaut. — Das ist mehr als das „Vielleicht!“ des eventuellen neuen Turmhelms, darin liegt ein Stück des Wesens und der Geschichte der Stadt, der „Vielleicht“helm wäre dagegen nichts als eine Äußerung eines vielleicht stadtfremden Mannes, der von der ganzen Stadt vielleicht gar nichts weiß. Ja, wenn der ursprüngliche Turmhelm noch stünde, der wäre auch ein Stück vom Wesen und der Geschichte der Stadt!

Man könnte sagen: Ja, aber die Kirche ist doch ganz und gar von fremden Werkmeistern in volksfremder Technik erbaut! Gewiß — das Christentum kam ja auch als

etwas Fremdes zu uns und verwuchs erst später mit dem Volkstum, gewiß, man wollte einen solchen von Fremden gebauten Bau, weil man selber nicht imstande war, einmal einen so großen stattlichen Bau im Anschluß an das volkstümliche Haus zu bauen, zum anderen weil man gerade das Bestmögliche als Gotteshaus haben wollte, und darum den besten Meister weit und breit suchte! Gerade das erzählt uns ja Langes und Breites über das, was die Stadt dachte, als sie die Kirche erbaute!

Unsere ehemalige Franziskanerkirche, ebenfalls ein einfacher gotischer Bau, ist nicht schlecht zum Gegenbeispiel geeignet. Sie ist im großen und ganzen geblieben wie sie war, aber da man sie zu nichts anderem zu brauchen wußte, als zu Lagerzwecken, hat man sie arg verwahrlosen lassen. Was verfiel, hat man verfallen lassen. Die Fenster sind zertrümmert, geflickt oder verbrettert. Die alten Türen sind verschwunden, große, roh zusammengeagelte Brettertüren sind an ihre Stelle getreten. Das eine Seitenportal ist durch rücksichtsloses Herausbrechen in eine Wageneinfahrt verwandelt. Das Schieferdach ist mit Brettern oder Ziegeln geflickt. — Diese Kirche erzählt auch etwas, leider nichts Schönes. Sie erzählt, daß, als der Nimbus eines Gotteshauses einmal mit dem Eingehen des Klosters verwischt war, niemand etwas Beachtenswertes in ihr fand. Andere Zwecke als ein Lagerhaus, fand man nicht. Ihre Schönheit verstanden die späteren Zeiten, in denen die Gotik ein überwundener Standpunkt war, nicht zu würdigen. Heute hat man besser, ohne Vorurteil über alte Kunstperioden denken gelernt und will dem un-

würdigen Zustand ein Ende machen. Da entsteht ja auch die Frage, wie muß man's machen, soll man sie als Ruine stehen lassen, nur das mit den Zwecken des Lagerhauses in Verbindung Stehende entfernen, soll man das Verdorbene wieder so herstellen, wie's war, oder soll man Türen u. dgl. ebenso in modernem Stil herstellen, wie unsere Alten es taten? Für jeden Weg lassen sich Gründe finden. Ich glaube, es entscheidet wiederum die Frage: was soll das Neue hernach erzählen? Da ist's offenbar am besten, die Antwort lautet: Hier haben vergangene Generationen gesündigt, die heutige hat versucht es wieder gut zu machen, so gut sie konnte! Ich finde hier also ein pietätvolles Ausbessern und ein Erneuern des Verschwundenen in bescheidener Unterordnung unter das vorhandene Alte passend.

Die Peterskirche der Grundorfer Vorstadt ist ein Bau in durchaus einheitlichem Stil: Rokoko. Die Erhabenheit der alten Pfarrkirche, besonders das Tieffromme der ältesten Teile derselben, fehlt ihr, dafür hat sie etwas Wohl- anständiges, selbstgefällig Bürgerlich-Ehrbares in ihrem gedrungenen Kreuzgrundriß, in ihren biederen Fenstern und ihren geknickten Dächern, die völlig an Formen der schloßartigen unserer gleichzeitigen Landhäuser erinnern. Der Turm ist feinformiger, zierlicher als der der Alten Pfarrkirche, die Kirche geht mit der sie umgebenden gleichzeitigen Architektur in allem vortrefflich zusammen.

Das tut unsere moderne Neustädter Kirche mit ihrer Umgebung freilich auch, aber das Gesamtbild selbst ist ein unerfreuliches. Gerade in ihrer Umgebung stehen die aus Reminiszenzen aller Zeiten zusammengeklebten Miets-

fasernen, die, wenn man sie recht günstig beurteilen will, nichts sagen, als daß ihre Erbauer fleißig in alle möglichen Vorbildersammlungen geguckt haben. Der Erbauer der Kirche hat zwar nicht in alle möglichen, wohl aber in die über gotische Kirchenbaukunst, alte wie moderne, hineingeguckt und mit dem Gelernten auch eine Kirche gebaut, die zeigt, was moderne gotische Kirche heißt. Weder von der Frömmigkeit der Alten Pfarrkirche, noch von der ehrbaren, netten Wohlanständigkeit der Peterkirche ist etwas an ihr zu bemerken, mit der Eigenart des Landes und der Bewohner hat sie keine Beziehung. Sie ist aus rotem Backstein, während weit und breit keine alte gotische Backsteinkirche steht, wie das Material überhaupt in unserer Gegend zu alten Monumentalbauten nie verwendet ist, es sei denn, man dächte an ein paar Fachwerkrathäuser u. dgl. in unserer Umgebung. Es wäre gegen den Backstein nichts zu sagen, wenn er besser wäre, als der altheimische Sandstein unserer alten Monumentalbauten, er ist offenbar aber weniger edel. Daß unsere Bürger ferner Sinn für neugotische Baukunst haben, ist auch nicht anzunehmen, denn abgesehen von ein paar gotisch sein sollenden Villen und dem Bahnhof aus den 60er Jahren, die aber eine ganz andere Gotik, ich gebe zu, eine schlechtere, zeigen, ist nichts von moderner Gotik bei uns zu sehen. Man sieht der Kirche deutlich an: gotische Kirchen sind heut Mode, und rote Backsteinkirchen dazu, so eine wollen wir auch haben, da wir in der Neustadt doch eine haben müssen! Natürlich ist sie in eine Straßenkreuzung gestellt, so daß wir uns, wenn wir Eile haben, als ausgesprochen

schlechte Leute immer ärgern, daß wir in weitem Bogen um die Kirche herummüssen. Mit den Straßen steht der Turm auch nicht in Beziehung, nur in den auf ihn zulaufenden, dabei noch schnurgeraden langweiligen, bildet er den ebenso langweiligen Zielpunkt.

Neben unserer Alten Pfarrkirche und der Franziskanerkirche ist das Alte Rathaus der größte Monumentalbau unserer Altstadt. Einfach ist's nur, ein gotischer Treppengiebelbau aus Sandstein, weiß getüncht mit rot betonten Eckquadern. Ein netter Erker mit Maßwerkfüllungen ziert die dem Markt zugekehrte Giebelseite über den beiden mächtigen Toren, die in die große Halle des Erdgeschosses führen, in der sich die alte Stadtwage befindet. Die eigentlichen Räume des Rathauses befinden sich meist im Oberstod. Trotz seiner Einfachheit sieht das alte Haus — die vortrefflich ausgedachte wirksame Stellung am Marktplatz trägt auch das ihre dazu bei! — wahrhaft monumental aus, ein echtes rechtes Denkmal kraftvollen, braven Bürgertums.

Zwischen kirchlichem und bürgerlichem Bau steht das Alte Spital, unten ein ziemlich hoher gotischer Quaderbau, einfach kräftig, kirchenartig wirkend — ein Teil war ehemals auch Spitalkirche — mit unregelmäßig verteilten, deutlich die innere Einteilung des Hauses zeigenden Spitzbogenfenstern und Türen, oben ein kräftiges Fachwerkgeschloß, unter dem sich einstmals ein Fries frommer Darstellungen hinzog. Es ist fast, als wollte diese Bauart die alte Krankenpflege auf Grundlage der Frömmigkeit symbolisieren. Gewiß, vom modernen Krankenhausstand-

punkt aus gesehen, mag allerlei an dem alten Bau aussetzen sein, aber man möchte trotzdem wünschen, daß unser neues Krankenhaus neben seiner besseren Inneneinrichtung auch ein wenig von dieser unstreitbar besseren Außenausstattung, von dieser einfachen Schönheit hätte, statt seiner schablonenmäßigen Kinderbaukastenlangweile, die durch die paar Zutaten, Portale und Schnefengiebel, nicht gehoben wird. Im Gegenteil, wären die fortgeblieben, hätte es besser sein können. Die mächtige Größe unseres Neubaus ist ja an sich wirkungsvoll — eine kraftvolle Massengliederung der Front statt der kleinlichen Portale u. dgl. Aufpuß, eine malerische Verteilung der Fenster in Gruppen, ein charaktervolles Dach u. dgl. einfache, aber kräftig angewandte Gedanken hätten indes besser wirken können, als es jetzt der Fall ist.

Es ist schade, daß fast alle unsere neuen Monumentalbauten in der Stilartenzeit des 19. Jahrhunderts entstanden sind, wo man in dem Prunken mit Kunstkenntnissen sich gefiel, was man „von den guten Alten lernen“ nannte; unser neues Rathaus, das Landgericht u. a. sind alle, wenn sie nicht einfach nüchtern sind, dieser Art, einerlei ob die deutsche, die italienische Renaissance, das Barock oder Rokoko Pate gestanden haben. Das Rathaus ist noch das Beste, es zeigt doch immerhin noch, daß der Erbauer ein Künstler war, der ehrlich für die Herrlichkeit der alten deutschen Renaissance schwärmte; seine Freude, sein Entzücken, dieser schwärmerischen Bewunderung hier Ausdruck verleihen zu können, leuchten aus dem Bau sichtbar hervor. Die anderen Bauten haben von dieser herzlichen

Schwärmerei nichts, sie sind nur auch so gebaut, weil die betreffenden Baumeister es so gelernt haben.

In der neuesten Volksschule zeigt sich ein erfreuliches Neues, und wir wollen hoffen, daß das Beispiel wirkt! Sein Erbauer ist auch ein Freund des guten Alten, das sieht man, aber er schwärmt nicht! Er bedauert es offenbar gar nicht, wie das gewissermaßen der Erbauer unseres Rathauses kund gibt, daß er nicht in der Renaissancezeit gelebt. Offen gibt er zu, daß er bei den Alten in die Schule ging, er zeigt aber, daß er vor allem das gelernt hat, daß das Beste, was man von ihnen lernen kann, das ist: sein Werk mit herzlichster Liebe zu eben dem Werke, nicht zu den Alten oder Jungen, zur Renaissance oder zum Jugendstil, zu erfüllen! Das drückt sich sowohl in den sprechenden Verhältnissen u. dgl., als auch in Kleinigkeiten, wie den überdachten Türvorbauten sowie in einigen wenigen, aber gut angebrachten Schmuckstücken aus!

Zu den städtischen Monumentalbauten könnte man, wenn sie da wären, markige Fabrikgebäude, Hochöfen u. dgl., rechnen — sie sind aber leider nicht da! Es könnte anders sein, es gibt anderswo sehr wohl Lagerhäuser, Kalköfen, Eisenwerke u. dgl., die wahrhaft monumental wirken. Ebenso steht's mit Brückenbauten, auch da gibt's bei uns nichts bemerkenswerthes.

Was meinen Sie, daß wir jetzt einmal vornehmen? Fertig sind wir mit dem Kapitel Haus ja noch lang nicht, im Großen wie im Kleinen ließe sich noch manches besprechen. Wir wollen aber auch ein bißel übrig lassen für ein andermal.

### Denkmäler.

Wir befinden uns in der Nähe des neuen Denkmals Herzogs Johann Ferdinand — gucken wir uns also die Denkmäler unserer Stadt einmal an. Viele haben wir ja nicht, einen Überfluß an denkmalsfähigen Leuten haben wir kaum gehabt.

Unser Herzog, seinerzeit ein bedeutender Feldherr, ist in der Zeittracht des Barock zu Pferde in Bronze dargestellt in einer vortrefflichen Stellung, die man im Leben als „wie aus Erz gegossen“ bezeichnet; er, wie sein kräftiger Hengst schauen ruhig aufmerksam, mit glücklicher Vermeidung sowohl eines übertrieben sprechenden, als eines gedankenlos leeren Ausdrucks ins Weite, als stünden sie auf einem Hügel und erwarteten furchtlos-gelassen, weder theatralisch stolz, noch lässig versunken, die Entwicklung eines fernen Feindes. Die Figur ist unseres Erachtens eine recht glückliche. Die Farbe ist ein sehr schöner edler Bronzeton. Der Sockel scheint indes nicht gerade glücklich, einmal stören die schwulstigen, unruhigen Schnörkeleien, denen man's ansieht, daß sie stilrein Barock sein sollen, zum andern scheint er ein wenig zu hoch, so daß man das Denkmal immer zu sehr von unten sieht, zumal die Bäume des Platzes ein Weiterzurücktreten nicht gestatten. Ein einfacherer und niedriger Sockel wäre wohl schöner gewesen — zu dem Sockel, wie er ist, möchte eine theatralischere Figur besser passen, diese schlichte Natürlichkeit paßt weder zur Gespreiztheit, noch zur übermäßigen Höhe des Sockels. Die bunten Blumenbeete rechts und links vom Denkmal hätten auch fehlen können, ein Belag mit schönen

Platten wäre schöner. Auch das Extragitter um das Denkmal hätte fehlen können — ein böser Mund könnte fast sagen, der Herzog sähe aus, als dächte er darüber nach, wie er aus dem Zwinger herauskäme. Gut ist die Stellung des Denkmals in bezug auf die Straßenlinien. Die leise Schwenkung der Straße, die daran vorbeiführt, macht sich ausgezeichnet, der darauf zuführenden Straße gibt das Denkmal im Grün der es umringenden Bäume einen schönen Endpunkt, während man es glücklich vermieden hat, ebenfalls eine Straße auf die Hinterseite des Denkmals zu führen, eine solche vielmehr seitwärts davon hat enden lassen. Auch daß man die hier stehenden alten Bäume in der Unregelmäßigkeit hat stehen lassen und keine neuen in geometrischer Linie herumgestellt hat, ist zu loben, die hätten zu den Bäumen der anschließenden parkartigen Anlagen schlecht gepaßt.

Über das Motiv des Denkmals könnte man vielleicht streiten. Für unser Land selbst ist es ziemlich bedeutungslos gewesen, daß der Herzog ein großer Feldherr war, da er in fremden Diensten seine Lorbeeren errang. Für uns hatte es mehr Wert, daß er auch ein tüchtiger Regent war. Man hätte ihn also vielleicht besser so dargestellt, wie unser Volk ihn tatsächlich sah — ich gebe aber zu, daß man dagegen wieder einwenden kann, daß unser Volk auf seinen Feldherrnrühm stolz war.

Ebenfalls in der Neustadt steht unser Siegesdenkmal für den Krieg von 1870—71 — leider eins der weniger guten. Es ist weder ein in Stein gehauener oder in Erz gegossener Triumph, noch ein Trauerdenkmal für die gefallenen Söhne unserer Stadt, noch ein Ausdruck der Freude über den wieder-

gewonnenen Frieden. Wir können nicht leugnen, daß die ausdruckslose weibliche Figur mit Krone, Schwert und Schild wie eine Germaniafigur, wie man sie auch sonst schon gesehen hat, aussieht, daß die Zahlen 1870—71 da sind, Lorbeeren und Eichen dito, auch ein paar wirkliche Kanonenkugeln sind da — aber weiter als eine Symbolsammlung ist dieses Denkmal auch nichts. Ein Denkmal in des Wortes tiefstem Sinne, ein Mal, das zum Gedenken einer nationalen Großtat errichtet ist, ist's jedenfalls nicht — für die Germania da hätte niemand das Schwert gezogen! Und was für ein ausdrucksreiches, vielseitig verwendbares Mittel ist ein Germaniabild — Kampfesmut, Verteidigungstrost, Stolz, Triumph, Friedensfreude, Trauer, alles kann in ihm verklärt dargestellt werden, wenn der es bildende Künstler ein wirklicher Künstler ist, den sein wunderbarer Gegenstand, und das, denke ich, ist wie kaum ein anderes eine Figur unseres siegreichen und nach langem Zwist wieder geeinten Vaterlandes, fortreißt! Oder, wenn's mit einer Germania nicht gegangen wäre, warum nicht eine aus dem Leben genommene Soldatenfigur oder einen bestimmten Mann, wie den bei St. Privat so heldenhaft gefallenen Major von Schaller, der zur alten Schallerschen Familie in unserer Stadt gehörte, als tatsächlich für die Stadt typisches Sinnbild nehmen? Oder ein einfaches, aber kraftvolles Steinmal in ausdrucksvollem Aufbau mit irgend einem kennzeichnenden Symbol? Das kleine, aus einem mächtigen epheuumrankten Felsblock bestehende Denkmal in der Grundorfer Vorstadt zur Erinnerung an die im Kriege 1866 Gefallenen ist ein tausendmal schöneres Monument als dieses hier!

An alten Denkmälern sind wir arm. Das Denkmal des Bürgermeisters Fabricius in antikisierendem Stil im Zentrum der von ihm erbauten Grundorfer Vorstadt, im Rondel, ist ein erfreuliches Werk in seiner vornehmen Schlichtheit: die etwas idealisierte Büste des tüchtigen Mannes auf einfachem hohen, im Durchschnitt elliptischen Postament mit etwas Kranzgehänge daran, eingefügt zwischen zwei vornehm-ruhige Steinbänke, das Ganze umrahmt von teils beschnittenem immergrünen hohen Strauch- und Baumwerk. Kaum als Denkmal zu nennen, aber als anmutige Form einer Ehrung zu bezeichnen, ist die einfache, in die Wand des Waisenhauses eingefügte Denktafel des edlen Pfarrers Werber, eine schlichte, ungesucht einfache Steinplatte mit seinem Porträtrelief und einem zarten Relief der Zopfzeit, das ein paar spielende Kinder darstellt. Auch die Porträtreliefs des Herzogs Johann Ferdinand und seiner Gemahlin an einem Emigranten- hause könnte man als Denkmäler mitrechnen.

## Brunnen.

Denkmalmäßige Wirkung hat unser alter Marktbrunnen, ein stattliches Werk der Renaissancezeit, eine etwas geziert dastehende Ritterfigur auf hoher Säule, aus der Mitte eines mächtigen, vielsäckigen Brunnenbeckens aufsteigend, nach alten Farbenspuren neuerdings wieder bunt bemalt. Der Gesamtaufbau ist recht gut, aber ohne Frage, würde ein heutiger Bildhauer den Ritter so gebildet haben, wie er dasteht, so würde man diesen als schlecht bezeichnen —

dieser alte gefällt uns trotzdem! Das ist eigentlich merkwürdig ungerecht — aber trotzdem man sich das sagt, wenn man ihn wieder anschaut, gefällt er einem doch noch immer: er ist doch famos, lustig, wir möchten ihn nicht anders haben! Etwas spielt gewiß die Romantik mit, das Bewußtsein, daß es ein altes Werk ist, wir sehen in ihm mehr, als nur eine alte Statue: wir fühlen einmal das Wohlgefallen, das seine Erbauer und die nachfolgenden Generationen an ihm hatten, in uns nachklingen, wir erwägen andererseits, was dieser fast 400 Jahr alte Knabe da oben im Lauf der Zeit hier alles gesehen hat. Aber noch ein anderes spielt mit: obschon gewiß die Renaissancezeit bessere Bildhauer aufzuweisen hatte als den braven Bürger, der den Ritter schuf, so ist die Statue doch charakteristisch für die Kunst ihrer Zeit. Sie ist das selbständig geschaffene, typische Werk einer damaligen unbedeutenden Kleinstadt, sie zeigt, daß ein gesundes Schönheitsbedürfnis selbst in diesem kleinen Orte steckte, und daß man ehrlich sein Bestes versuchte, um die Aufgabe zu lösen; nichts ist gespart, man hat den Brunnen recht groß gemacht, hat Wappen und die Statue angebracht, hat das Ganze bemalt und vergoldet — das rührt uns und entwaffnet uns. Es ist fast, wie wenn wir eine kleine von tiefstem Herzenshumor durchleuchtete Meistererzählung aus einer Kleinstadt lesen, in der nichts Großes, Dramatisches vorkommt, wohl aber zu Herzen gehende Züge menschlicher Güte und menschlicher Schwäche sich durcheinander schlingen. Wenn heute eine kleine Stadt sich eine schlechte Figur auf ihren Monumentalbrunnen setzt, liegt

die Sache etwas anders. Heut ist keine Kleinstadt mehr so abgelegen, daß sie nicht, wenn ihr die Kräfte fehlen, anderswoher ein Kunstwerk (meistens nimmt sie allerdings statt dessen heut eine Statue im 50 Pfennigstil) erhalten könnte. Andererseits wird, wenn sie einen nicht besonders begabten einheimischen Steinmetz beauftragte, der immerhin noch lange nicht mit der Ehrlichkeit und Frische die Sache anfassen, wie unser alter Meister — er würde nicht eine Figur aus dem Leben nehmen, wie der Ritter es für die damalige Zeit war, vielmehr eine konstruierte Idealfigur, und er wird in der technischen Ausführung statt der herzlichen humorvollen Offenheit meist raffinierte Glätte mit dem Bestreben, durch sie sein Ungeschick zu bemänteln, zeigen.

Der große Brunnen bei der Peterkirche in der Grundorfer Vorstadt ist erheblich einfacher, ein Obelisk, der aus ein paar Delfhinköpfen Wasser in ein geschwungenes Becken sprudeln läßt, immerhin ist es ein nettes Schmuckstück, wie's alle alten Brunnen sind, z. B. der Radbrunnen in der Töpfergasse. Leider sind sie sonst ja alle durch langweilige eiserne Pumpen ersetzt. Da ist's fast schöner, wenn, wie in der Neuzeit, gar keine mehr da sind.

Die Besprechung unserer Denkmäler erregt den Gedanken, auch unsere Grabdenkmäler einmal zu besichtigen. Gehen wir einmal zum ältern Friedhof, wo wir ältere und moderne genug nebeneinander haben, zugleich können wir den Kirchhof als Garten auch einmal betrachten.

## Gärten.

Wir können unterwegs überhaupt unsere Gärten auch flüchtig ein wenig mit betrachten. Unsere Altstadt hat an Gärten, die von der Straße her sichtbar sind, nicht viel aufzuweisen, nur hier und da blicken wir einmal durch ein Tor eines Patrizierhauses in einen hinein. Sie sind nur klein und leider, da die Häuser größtenteils zu Mietwohnungen für kleine Leute benutzt sind, wenig gepflegt, ohne die malerische Wirkung des Verfallenden zu gewähren, da primitive Schuppen u. dgl. oft hineingestellt sind. Da sind die alten Bürgergärten außerhalb der alten Stadtmauern mit ihren alten, von dickem Efeu umrankten Mauerresten u. a. anders — das ist eine Vegetation von fabelhafter Üppigkeit, ein malerisches Durcheinander von unsagbarem Reiz! Machen sie den Eindruck, als sei die Natur in ihnen fessellos, so verleiht gerade das Gegenteil, die vom Menschen geordnete Natur, den alten Gärten unserer Rokokolandhäuser ihren besonderen Reiz; ihre geometrische Einteilung, ihre Alleen, ihre dichten beschnittenen Laubgänge u. dgl. sind außerordentlich charaktervoll, einerlei, ob sie noch heute streng unter Aufsicht stehen, oder ob der leis wehmütige Reiz des Verfallens über ihnen liegt. Die etwas jüngeren, freieren kleinen Parkgärten mit ihren vollentwickelten alten Bäumen, den großen Rasenflächen u. a. ergeben wieder eine andere schöne Gartenform. Man kann Schönheitswirkungen wie diese von unsern jungen Gärten der Neustadt ja natürlich nicht erwarten — aber es wäre doch sehr wohl gegenüber diesen Reizen alter Gärten auch ein Schönheits-

reiz der Jugend denkbar, wie ein ganz junger blühender Kirschbaum mit drei, vier Ästen sehr wohl neben einem großen alten sich behauptet vermöge des rührenden, köstlichen Eindrucks gerade seines kindlichen Lachens oder Bernegroßseinwollens. Wir finden auch solche unter unseren jungen Gärten, aus denen die Liebe des Besitzers zu den Pflanzen und zu seinem Garten oder Gärtlein — oft sind's gerade die einzigen Gärtchen kleiner Leute, die solch guten Eindruck machen — hervorleuchtet. Bei andern aber stört entweder eine gewisse unkünstlerische, unmalerische Charakterlosigkeit der Anlage, insbesondere aber stört bei den meisten neuen Gärten allerlei Zutat. Die schönste Garteneinfassung, die Hecke, wie sie die alten Bürgergärten haben, findet sich gar nicht und ebenso ist das alte weiße oder grüne Holzgitter leider völlig abgesetzt. Die Mauer kommt auch selten vor — sie vermißt man noch am liebsten, weil sie dem Vorübergehenden den Blick in den Garten verwehrt, obschon sie ab und zu einmal sehr wohl, wie uns einzelne Beispiele zeigen, ganz malerische Wirkungen auch nach außenhin ergibt. Dafür aber sind Eisengitter, schwarz, in langweiligen Formen Trumpf. Wenn sie noch anmutige Formen zeigten, statt der Lanzen u. dgl., oder man von vornherein für starkes, schleuniges Bewachsen sorgen wollte! So nackt und fahl, wie sie meist dastehen, fügen sie sich nicht im mindesten einem Garten ein, meist erinnern sie fatal an die Absperrgitter auf Bahnhöfen u. dgl. Dann sind Grand und Silberkies nicht immer so besonders schön, zumal der letztere. Das Schlimmste aber sind die poetischen Zutaten,

mit denen man besonders gern junge Gärten „herauszureißen“ beabsichtigt, Gnomen, Rehe aus Terracotta u. dgl. m.

### Friedhof.

Wir sind beim Friedhof angelangt. Eine nicht hohe, oft grün überrankte Mauer schließt die geweihte Stätte ab. Auf beide Eingänge zu führt eine kurze stimmunggebende, machtvoll wirkende Tannenallee, und andere hohe Koniferen ragen auch sonst auf dem Friedhofe auf. Die alten einfachen Holztore sind leider vermorscht und gefallen, und ein dünnes modernes Gittertor ist an ihre Stelle getreten, so stimmungslos wie nur möglich. Ein paar schöne, beschnittene Alleen gliedern die ziemlich große Fläche. Einige Teile des Friedhofs sind schon ziemlich verfallen, aber sie berühren uns trotzdem besser als die gepflegten Teile, weil sie als Ganzes ein eindringliches Symbol der Vergänglichkeit bieten. Natürlich können wir von den neueren Teilen des Friedhofs nicht verlangen, daß man sie gleich so verfallen herstellen soll, aber eine Gesamtwirkung könnte man doch erwarten, wenn sie auch anderer Art sein muß, weniger eine Predigt über Vergänglichkeit, als vielmehr ein Denkmal des Fortlebens der im Tode friedlich hier geeinten Entschlafenen im Herzen der Lebenden. In dem Schmücken der einzelnen Gräber mit Denksteinen und Blumen sieht man ja gewiß das Gedenken der Lebenden, aber die über den einzelnen Toten hinwegblickende Ehrfurcht vor der hier gebetteten Gesamtheit von Generationen kommt nicht recht zum Aus-

druß. Die geradlinige große Einteilung durch die Alleen ist ja ganz schön, aber die kleinliche weitere geradlinige Einteilung hat etwas weihelos praktisch Geschäftsmäßiges an sich, so etwas von einem wohlgeordneten Aktenschrank, wenn man den Ausdruck hier verwenden darf. Ein Garten des Friedens, des Ausruhens ist doch ganz etwas anderes! Es müßte eine Art Mittelding zwischen einem großen schönen Garten und jenem verfallenen alten Friedhof sein: abgesehen von den großen Hauptstraßen eine anmutende Einteilung durch ein paar kräftige, möglichst großzügige Hauptwege, bei denen für gute Zielpunkte gesorgt werden müßte, im übrigen aber durch geschwungene Wege, wie sie unsere Gärten haben und wie sie auch auf verfallenden alten Friedhöfen von selbst entstehen, so daß statt der an sich langweiligen und dazu noch stetig langweilig gleichmäßig sich wiederholenden geraden Wegblicke immer wieder kleine, freundliche, abgeschiedene, Ruhe atmende, durch Baum- und Strauchwerk abgeschlossene Sonderblicke entstehen. Das wären noch ganz andere Sonderbilder, als die einzelnen von hohen Bäumen eingeschlossenen viereckigen Familiengrabstätten vornehmer Familien sie bilden, die zwar an sich nicht übel sind, aber in dem völlig geradlinig geteilten Friedhof oft in doppeltem Sinne Kastengeist an sich haben — auch für sie wäre eine weniger geometrische Einteilung vorteilhaft.

Der alte Teil des Friedhofes hat noch eine große Zahl von alten Grabdenkmälern: hölzerne Kreuze oder Tafeln der Ärmern, eiserne Kreuze und Grabsteine der Wohlhabenderen. Es sind viele schöne, eigenartige Formen

darunter. Selbst die einfachsten Kreuze oder Grabsteine sind mit Liebe und feinem Gefühl gestaltet — ein großer Unterschied gegen die neueren, in denen sich meist eine Geschmacklosigkeit ersten Ranges zeigt. „Grabsteine werden heute fabrikmäßig hergestellt“ — das ist eigentlich alles, was die modernen Grabsteine sagen. Von Liebe, von Kunstsinne, von Feingefühl, von Individualität, von den Toten selbst erzählen sie gar nichts — zu Dutzenden, nein zu Hunderten stehen genau dieselben Formen vor uns. Da sind Steine, die künstlich so gehauen sind, als wären sie aus einzelnen Brocken zusammengeklebt — warum man das für schön hält, und warum man dann den Gedanken nicht wirklich ausgeführt hat, ist unerfindlich. Da sind spiegelblanke Obelisten u. dgl. aus schwarzem oder rotem Stein, unfein in den Formen und in der Massenhaftigkeit ihres Vorkommens durchaus ohne Wirkung. Da sind in Stein gehauene vorgeblich „sinnige“ Gedanken, häßliche gebrochene Baumstümpfe, ebenso häßliche zerbrochene Säulen mit künstlichem Eichenlaub, trauernde Amore, da sind Porzellanengelchen und andere ewig schablonenmäßig sich wiederholende Motive, die gerade beweisen, daß weder der „sinnige“ Bildner noch der Besteller eigenen Sinn besaßen, sondern einfach nachmachten, was andere ihnen vorgemacht hatten. Genau denselben Fabrikwarencharakter haben die Grabgitter, die Ruhebänke u. dgl.

Nur sehr selten stößt man auf einen einfach guten Gedanken, eine besondere, gute, würdige Form. Auch unter den bei den Ärmern noch vorkommenden Holz-

kreuzen sind nur selten einmal so gute Formen, wie wir sie unter den alten fanden.

\* \* \*

Wenden wir uns wieder stadtwärts.

Fragen wir uns, ob uns sonst noch Beachtenswertes in den Straßen unserer Stadt begegnet. Scherzhaft sagen Sie: Augenblicklich begegnet uns ein alter Planfrachtwagen — ei, da haben wir ja wieder ein neues Gebiet erreicht, unsere Wagen!

## Wagen.

Ja, warum sollten wir die nicht auch mit in unsere Kunststudien einbeziehen? Sehen Sie doch nur einmal diesen da vor uns an — ist das nicht ein wunderbar malerisches, ausdrucksvolles, fast möchte man sagen majestätisches Ding, mit den kräftigen, eisenbeschlagenen Rädern, dem kräftigen Sprossenwerk seiner Seitenwände, dem mächtigen Linnendach-Tonnengewölbe? Und schauen Sie nur einmal die Pferde davor an, mit dem mit blinkendem Messing, mit buntformigen, in Reihen gesetzten Nägeln und großen Scheiben aufgepuhten, mächtigen, leierförmigen Joch und anderem Geschirr! Ist es nicht ein Staat? Wie soll der Wagen anders sein, um als Kunstwerk zu gelten? Steht Ihnen etwa der goldgepuhte, überladene Krönungswagen eines Fürsten höher? Ich finde unseren weit schöner, ehrwürdiger, monumentaler. In seiner

soliden, mächtigen Bauart, wie in seiner bedächtig gravitätischen Gangart, wie er da rasselnd und knarrend über das Pflaster rollt, hat er etwas von der Poesie der Arbeit an sich, wie sie auch die ja allerdings etwas schnellfüßigere Lokomotive oder der moderne Maschinensaal haben.

Da drüben beim Kronenwirt steht auch noch so ein Wagen, an dem wir nicht so ohne weiteres vorübergehen wollen, ein Bauernwägelchen aus der Umgegend; mit geflochtenen Wänden ist's leichter gebaut, in seinen geschweiften Linien und den Formen der Rücklehne und des Vorderitzes noch Rokokoeflüsse verratend — an den Eisenbeschlägen sehen wir sogar mit Erstaunen, daß der brave Dorfschmied, der sie herstellte, sich die größte Mühe gegeben hat, sie nicht nur dauerhaft praktisch, sondern auch in Formen, wie in eingehauenen Verzierungen, so schön wie möglich zu gestalten. — Wir wollen doch nicht versäumen, am nächstkommenden Markttage all die dann in die Stadt kommenden Bauernfuhrwerke einmal recht genau anzusehen!

Außer diesen beiden begegnen uns leider keine alten Wagenformen mehr, dafür natürlich eine Menge moderner, vom groben Rollwagen oder Bierwagen bis zur eleganten Equipage, einem Auto, elektrischen oder Eisenbahnwagen. Wir sehen an den Wagen, daß der Gegenstand meist um so schöner wird, je weniger man an Schönheit, je mehr man vielmehr an die Bedingungen der Brauchbarkeit denkt. Da bei den Wagen für Besitzer die größtmögliche Brauchbarkeit maßgebend ist und an unnötigem Prunk niemand Interesse hat — selbst der prunksüchtigste Millionär denkt heut nicht daran, in einer goldgezierten Karosse, wie sie

einmal üblich waren, dem lieben Publikum zu Gefallen recht langsam spazieren zu fahren, höchstens tut das jemand mit einem extra auffallend gebauten Reklamewagen — so findet sich nicht viel, was gegen die modernen Wagen zu sagen wäre, im Gegenteil kann man sich an einer modernen Schnellzugslokomotive, einem kräftig-einfach gebauten Auto, einem zierlichen Jagdwagen, ja an einem malerischen Bierwagen, der mit unserem biederen Planwagen noch nahe verwandtschaftliche Beziehungen hat, wirklich freuen. Daß bei einigen, bei Droschken, kastenförmigen Geschäftswagen u. a., dies und das vielleicht edler, schöner zu gestalten sein möchte, ist wohl nicht zweifelhaft, und wird auch noch geschehen.

### Trachten.

Schon vorhin, als wir die kraftvollen Gäule vor dem Planwagen betrachteten, wollt' ich sagen: vergessen wir den Fuhrmann nicht! Der paßte in seinem blauen Hemdkittel doch genau so wundervoll zu seinem Wagen, wie die Gäule! Sein Gewand ist doch genau so ein Stück volkstümlicher Kunst, wie der Wagen und das Pferdgeschirr, nicht wahr? Wollen wir also das Gewand unserer lieben Mitmenschen auch einmal gelegentlich ein wenig mit betrachten? Ich denke dabei nicht an schwierige Fragen wie die: welche Farbe muß die Krawatte heute haben, wenn man auf der Höhe sein will, sondern möchte nur, daß wir unbefangen die Leute ansehen, die an uns vorbeilaufen, nicht nur die Gigerl und jungen hübschen

Mädchen, sondern auch andere Leute, Bauern, Arbeiter, Schaffner u. dgl. Am meisten Eigenart haben wohl unsere Bauerntrachten.

Die Menschen, an denen wir vorüberschreiten, tragen Berufsgewandung, Uniform oder Modejournalgewand — das Hausgewand ist entweder Berufsgewand oder altes Modegewand.

Wir wollen uns „fein“ machen, sagt der Handwerksmann, wenn er sein Berufs- oder Hausgewand mit Gehrock, weißer Weste, Zylinder u. dgl. vertauscht, und gewiß ist er samt Familie überzeugt, daß er, damit angetan, seinen größtmöglichen Schönheitsgrad erreicht hat. Hat er das wirklich? Sehen wir die Vorübergehenden einmal vorurteilslos unbefangen an, unseren Fuhrmann im blauen Kittel, den Schmied in seinem Lederschurz, den Briefträger, den Maurer bei der Arbeit, den „feinen“ Mann u. a. Stellen wir uns den Fuhrmann, den Schmied einmal als „feine“ Leute, im Sonntagsstaat vor — keine Frage, im Berufsgewand Charaktergestalten, die wir unwillkürlich wohlgefällig ansehen, sind sie alsdann höchst ausdruckslose Figuren; bei ihnen ist das Berufsgewand entschieden schöner. Ich glaube auch, daß das immer zutrifft, auch wenn einzelne Berufsgewandungen, wie der Malerkittel u. a. nicht so schön sind, wie die Tracht der beiden genannten Gewerbe.

Die Berufstracht geht mit der Figur und dem Gesichtsausdruck ihres Trägers immer zu einer Einheit zusammen, sie ist mit ihm förmlich zusammengewachsen — dem Sonntagsstaat dient sein Träger nur als lebendiges Aufhänge-

gestell. Die Berufstracht erzählt uns ehrlich von dem Leben ihres Trägers, stolz entwickeln deshalb bei Gelegenheit von Festzügen u. dgl. einzelne Gewerbe ja auch aus ihrer Berufstracht eine Ehren- und Staatstracht; der Sonntagsstaat erzählt uns nichts. An der Berufstracht kann sich nichts Unpraktisches behaupten, beim Sonntagsstaat kann der größte Unsinn, wenn er gerade Mode ist, vorkommen. Deshalb machen auch die meisten Sporttrachten, von Dummheiten, die hier die Mode hineinbringt, abgesehen, einen guten Eindruck. Unsere modische Herrentracht, die in ihren Grundzügen heut ganz vernünftig ist, ist immer um so schöner, je praktischer sie ist, jede gigerlmäßige Ausschreitung, jeder unnötige Firlefanz macht sie unschöner. Wir brauchen deswegen von den Gigerln nicht gar zu verächtlich zu denken, sie können bisweilen infolge ihres fröhlichen Wagemuts auch einmal Gutes wirken, indem sie eine vernünftige Modeneuheit, zu deren Annahme unsere stark konservative Herrenwelt sonst nur schwer zu bewegen wäre, durchsetzen, man denke an die Farbigeit gegenüber dem sonstigen Schwarzweiß, an die weichen Hutformen statt der ehemaligen steifen und unbequemen u. dgl. m. Unsere Beamtenuniformen wirken auch ganz gut im Straßenleben durch die Abwechslung, die sie hineinbringen, durch ihre Farbigeit, und weil sie etwas Eigenart geben.

Unsere Frauentracht, wie wir sie auf der Straße sehen, ist bei den arbeitenden Frauen zum Teil Haustracht, oder sie ist Modetracht. Berufstrachten in der Art wie bei den Männern und Uniformen gibt es bei ihr nicht — die

Dienstmädchentracht einiger deutschen Städte, z. B. Hamburgs, wäre höchstens so zu nennen, und auf sie trifft auch ziemlich zu, was wir über jene fanden. Die Arbeitstracht unserer Frauen hat merkwürdigerweise meist — abgesehen von den Hamburger Dienstmädchen, hessischen Dienstmädchen in Marburger Tracht, bayerischen Kellnerinnen in altbayerischer Tracht u. dgl. — nichts von dem, was uns bei der Arbeitstracht der Männer gefällt. Es wird zum Teil daran liegen, daß es uns an sich Bedauern einflößt, wenn wir Frauen schwere schmutzige Arbeit verrichten sehen, zum anderen wird es davon kommen, daß die von den Frauen verwendeten dünneren Stoffe durch den Gebrauch nicht wie die gröberen der Männer sprechender, ausdrucksvoller werden, vielmehr nur zerknittert, unansehnlicher, schmutziger. Eine Fabrikarbeiterin sieht doch besser aus, wenn sie ein einfaches sauberes Straßenkleid trägt. Die Modetracht unserer Frauen unterscheidet sich von der der Männer ja durch ihre außerordentliche Veränderungslust, deren Verlauf sehr interessant zu beobachten ist. Sie entwickelt ihre Abänderungen zwar zeitweilig stetig, in einer Richtung, zum Teil aber macht sie Sprünge von Gegensatz zu Gegensatz — man möchte fast sagen, sie sei das einfachste und lehrreichste Mittel, um Studien über den Entwicklungsverlauf menschlicher Einrichtungen zu machen, auf keinem anderen Gebiet ist das Tempo ein so schnelles, daß man, wie hier, zu Lebzeiten verschiedene Male das Hin- und Herpendeln beobachten kann. Wenn wir unsere Frauenmoden, wenigstens die Straßentracht, mit früheren Zeiten, etwa vor 30 Jahren, vergleichen, so

können wir nicht leugnen, daß sie heute, von vorkommenden Extravaganzen abgesehen, ganz anmutende Formen und auch Farben haben. Von der Reformbewegung sehen wir auf der Straße so gut wie nichts — ich halte das einerseits zwar für bedauerlich, weil sich hier manche unpraktische Fehlgriffe deutlicher als solche zeigen würden als beim Hausgewand der vornehmen Dame, andererseits aber ist es auch ganz gut, daß die Reformtracht nicht mit einem Schlage Mode wurde — sie wäre dann dem sicheren Schicksal jeder Mode: eines schönen Tages gewesen zu sein, sicher nicht entgangen. So wie die Sache heut liegt, verspricht die Langsamkeit ihrer Anerkennung vermutlich weit sicherer einen nachhaltigen Einfluß ihrer gesunden Grundgedanken, der Schlichtheit, der Natürlichkeit, der Betonung des persönlichen Geschmacks u. a. Mit unserer Kindertracht können wir wohl ganz zufrieden sein, abgesehen ebenfalls von einzelnen einmal vorkommenden Extravaganzen ist sie ganz anmutend.

Von einer Trachtenart haben wir noch gar nicht gesprochen, von der sogenannten Volkstracht — sagen wir deutlicher Bauerntracht. Wir sehen in unserer Stadt ja noch des öfteren Männer in blauen Kitteln, mit Pelzmütze u. a., Frauen und Mädchen in kurzem Rock, mit buntem Häubchen, bunter Schürze, Brusttuch u. dgl. m., sogar in verschiedenen Variationen, je nach dem Dorfe, woher sie stammen. Es macht uns immer Freude, diese eigenartigen Gestalten in unserem Straßenleben zu sehen. Warum? Wir können gar nicht bestreiten, daß allerlei an der Tracht unschön, barock, anderes sichtlich unpraktisch ist,

z. B. die Glockenform der vielen Röcke, die Haartracht u. a. Und doch freuen wir uns! Etwas spielt die Romantik eine Rolle, etwas die Freude am Malerischen und Farbigen, etwas auch der Gegensatz zum alltäglich Gesehenen, aber das Durchschlagende ist wohl die uns angenehm berührende charakteristische Ehrlichkeit, mit der diese Bauerntrachten obendrein als Berufstracht und persönliche Tracht — wenigstens die Persönlichkeit einer kleineren Volksgruppe zeigende — sich geben.

Es ist gewiß schade, daß wir eine Abnahme der alten Bauerntracht mit ansehen müssen, ohne daß wir viel dagegen tun können — wie wird der Wochenmarkt in der Altstadt, wie wird unser Volksfest dadurch an malerischem Reiz verlieren! Wir Städter wagen ja aber auch nicht, in unserer Sonntagstracht von der großen Masse abzuweichen, wie können wir da an die guten Leute das Ansinnen stellen, sie sollten's unserer Freude halber tun! Wir würden nur dann das Recht dazu haben, wenn wir's auch täten. Natürlich nicht in dem Sinne, daß wir uns als Bauern verkleiden, wohl aber können wir allerlei Praktisches und Nettes von ihnen annehmen, wie wir's im Wettermantel, in der Sportsmütze, der bunten Weste, den farbigen Strümpfen, dem breiten Gürtel u. a. besonders in der Sporttracht schon getan haben. Auch unsere Damen und Kinder könnten das; unter den einzelnen Trachten und Schmuckstücken unserer Bäuerinnen ist viel, was sowohl wunderbar geschmackvoll, als auch durchaus nicht unpraktisch ist. Norwegischen Bauernschmuck, schwedische Schürzen, russische oder bulgarische Kopftücher, spanische Bolerohüte

u. dgl. finden wir sehr wohl in der Tracht unserer Damen, warum studieren sie nicht einmal die Trachtenstücke unserer eigenen Bäuerinnen? Sie brauchen sich gar nicht zu schämen, einmal ist ebenso Schönes wie bei der Tracht der Bulgarinnen u. a. auch bei der unserer Bäuerinnen zu finden, ja noch Schöneres, und zum anderen behauptet man ja doch, die Bauertracht sei nur ein Nachklang älterer städtischer Trachten!

Es ist sicher, würde eine Goldwarenfabrik deutschen Bauernschmuck so auf den Markt werfen, wie heute der norwegische überall in den Goldschmiedläden zur Schau liegt, würde ein Hutgeschäft es verstehen, Gutacher oder andere schöne deutsche Bäuerinnenhüte so zu „lancieren“, wie man ausländische, z. B. spanische Boleros „lanciert“ hat, u. a. m., — es brauchte ja nicht betont zu werden, daß das von deutschen „Bauern“-trachten hergenommen ist — sie könnte „ein Geschäft machen!“

Wenn wir ungeschweht so tatsächliche Hochachtung zeigten, könnten wir auch den Bauern und die Bäuerinnen ermutigen, von ihrer alten Tracht das Schöne und das Praktischste beizubehalten — daß sie das Unpraktische, Barocke beibehalten, können wir selbst nicht wünschen. Im Gegenteil, wenn etwas von unserer Bauertracht zu retten ist, so müssen wir in erster Linie geradezu fordern, daß alles Unpraktische fällt und durch Praktisches ersetzt wird, nur so kann sie sich entwickeln und dadurch weiterleben — die größte Gefahr ist eben das Stehenbleiben! Zwei Bundesgenossen haben wir ja noch: einmal den Umstand, daß manche Besonderheiten unserer städtischen Tracht auf

dem Lande bei der Arbeit unpraktisch, andererseits, daß allerlei Teile der altbäuerlichen unumgänglich notwendig sind. Auch hilft vielleicht ein wenig der Umstand mit, daß auf dem städtischen Marke die bäuerliche Tracht geradezu als empfehlendes Aushängeschild wirkt, das die Güte der feilgebotenen Ware garantiert.

Im großen und ganzen hängt die Bauertrachtfrage mit der großen Frage zusammen: Wie gewinnen wir unseren Dörfern ihre Schönheit zurück — nicht durch Trennen vom Entwicklungsgange der Stadt, sondern durch Entwickeln beider, des Dorfes wie der Stadt, auf Grundlage selbständigen Schönheitsinnes im Wiederanschluß an die altvolkstümliche heimische Kunsteigenart.

\* \* \*

So — damit hätten wir uns glücklich aus unserer Stadt selbst herausgeredet und wären bei dem, was draußen zu studieren ist, angelangt. Das stand aber nicht mehr auf unserem Programm für diesmal! Also ade! Auf ein andermal!

